

Heimerziehung aus Sicht der jungen Menschen

[Matthias Hamberger]

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit den Selbstaussagen und den subjektiven Sichtweisen der jungen Menschen, die für längere oder kürzere Zeit in einer stationärer Erziehungshilfe (in einem Heim) betreut wurden oder einen Teil ihrer Lebensgeschichte dort verbrachten.

Zunächst wird ein Bild der jungen Menschen kurz im Überblick gezeichnet **(3.1)**. **Wer erzählt hier seine Erfahrungen mit Heimerziehung**. In einem zweiten Schritt soll dies vertieft werden und etwas detaillierter die aktuelle Lebenssituation der jungen Menschen in den Blick genommen werden. Das **heutige Leben und Fragen der Zufriedenheit mit der aktuellen Lebenssituation** stehen hierbei im Mittelpunkt, ebenso wie grundsätzliche Einschätzungen der jungen Menschen zum **Erfolg der Hilfe** und Auswirkungen auf ihr heutiges Leben **(3.2)**. Daran anschließend werden die **Erinnerungen der jungen Menschen an ihre Vorgeschichte und Familienerfahrungen** zum Anlaß genommen diese Vorerfahrungen in der ganzen Breite und Komplexität zu typisieren **(3.3)**. Aus welchen Verhältnissen, mit welchen Vorgeschichten kamen die jungen Menschen in ein Heim? Daran schließt sich beispielhaft für einige Fälle die Frage an, inwieweit diese Vorerfahrungen und die heutige Lebenszufriedenheit für die jungen Menschen verbunden sind, wie Schicksal und eigene Anstrengungen ineinandergreifen. Mit diesen ersten Abschnitten wird ein Rahmen gespannt, in dessen Mitte gleichsam die Erfahrungen mit Heimerziehung stehen.

In einem vierten Schritt geht es dann um die oftmals sehr eindrücklichen Bilder zum Leben im Heim, die in den Gesprächen entstehen, wie also die jungen Menschen die Zeit im Heim oder der Wohngruppe im Rückblick umschreibend bewerten. Die subjektiven Deutungen dieser Zeit verdichten sich in **Bildern von Heimerziehung im Rückblick (3.4)**: Wie habe ich die Zeit im Heim wahrgenommen? Welche Funktion hatte/hat die Zeit für mich? Daran anschließend stellt sich die Frage nach unmittelbaren Zusammenhängen von gemachter Erfahrung und aktuellen Strategien der Lebensbewältigung, die in den subjektiven Deutungen der jungen Menschen auftauchen. Welche wichtigen oder belastenden Erfahrungen habe ich im Heim gemacht und welche Bedeutung haben sie heute für mich? Dies soll exemplarisch anhand zweier **Einzelfallgeschichten (3.5)** skizziert werden. Den Abschluß bildet ein Kapitel, das die **unterschiedlichen Aspekte pädagogischen Handelns** thematisiert, die von den jungen Menschen als hilfreich eingeschätzt wurden **(3.6)**.

Wer erzählt hier aus seinem Leben?

Insgesamt wurden 27 leitfadengestützte Interviews mit jungen Menschen bzw. jungen Erwachsenen, die für längere oder kürzere Zeit in einem Heim oder einer Wohngruppe betreut wurden und einen Teil ihres Lebens dort verbrachten, im Zeitraum zwischen September und Dezember 1997 geführt.¹ Die meisten der

¹ Ein weiteres Interview wurde bei der Auswertung ausgeschlossen, weil über die Zeit und die Erfahrungen der jungen Frau in und mit Heimerziehung wenig zu Tage kam. Das Interview gibt stärker Auskunft über das Leben in einer anderen Art von „Heim“. Das Gespräch fand in einem Asylbewerberheim statt, in dem die 18-jährige junge Frau mit ihren dreijährigen Zwillingsskindern und ihren Eltern auf sehr beengtem Raum

Interviews fanden zu Hause bei den InterviewpartnerInnen bzw. teilweise auch in der elterlichen Wohnung statt. In einem Fall wurde das Gespräch in der Wohnung eines benachbarten Freundes geführt, in einem anderen Fall kam der junge Mann zu uns ins Büro, ein weiteres Gespräch fand in einem Café statt und ein Interview wurde in der Besuchszelle (mit optischer Überwachung) einer Justizvollzugsanstalt geführt. Für die meisten Gespräche kam eine Rückantwort zur Gesprächsbereitschaft der jungen Menschen einige Tage oder Wochen später per Postkarte oder Telefon bei uns an. Die Gespräche dauerten in der Regel zwischen einer und zwei Stunden.

Die 27 Interviews wurden je zur Hälfte mit Frauen und Männern geführt (Frauen 14; Männer 13). Die jungen Menschen sind zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 13 und 24 Jahre alt, wobei ein Schwerpunkt bei 22 bzw. 23 Jahren liegt. Robert ist zum Zeitpunkt des Gesprächs erst 13 Jahre alt, am Interview nimmt sein Vater teil und in einem Interview mit dem 23-jährigen Christian ist die alleinerziehende Mutter sehr interessiert am Gespräch beteiligt. Die jungen Menschen berichten alle sehr offen von ihren Erfahrungen und zeigen ein hohes Reflexionsniveau bzw. viel Bereitschaft, in bezug auf ihre Lebensgeschichte sich Gedanken zu machen. Die Gesprächssituationen als solche sind meist sehr angeregt und die GesprächsteilnehmerInnen sind interessiert an der weiteren Verwertung und dem Nutzen dieser Interviews. Viele der Interviewten jungen Menschen waren froh mit jemandem Unabhängigen über die Zeit zu reden. Einige nahmen das Gespräch als Gelegenheit, für sich und ihre Entwicklungen Bestätigung zu finden. Ein junger Mann formuliert sogar, daß er gerne den MitarbeiterInnen aus der Heimzeit erzählen würde, was aus ihm geworden ist. Das Ende der Hilfe war damals sehr abrupt, so daß er keine Gelegenheit fand, die durchaus positiven Rückmeldungen an die MitarbeiterInnen weiterzugeben. Lediglich das Interview mit dem 13-jährigen Robert wird sehr stark von den Äußerungen des Vaters geprägt. Der Junge selbst berichtet nur sehr zurückhaltend aus seiner Perspektive.

Aktuelle Lebenssituation und Lebenszufriedenheit der jungen Menschen

Der erste Eindruck von den hier interviewten jungen Menschen und ihrer aktuellen „Verfaßtheit“ war in vielen Gesprächen sehr einprägsam. Allein schon das äußere Erscheinungsbild der jungen Menschen, ihre momentanen Lebensverhältnisse, ihre Beharrlichkeit bei bestimmten sie beschäftigenden Themen und ihre Urteilsbildung zeigen die Vielfalt und die Individualität der einzelnen Lebensgeschichten auf. Betrachtet man im Überblick die aktuelle Lebenssituation der jungen Menschen, ihre grundsätzliche Zufriedenheit, d.h. wie sie mit ihrem Leben zu Rande kommen bzw. ihre Versuche, sich in ihren Verhältnissen zu arrangieren, dann ergibt sich ein breites Spektrum an relevanten Themen und

und in fast untragbaren Verhältnissen seit annähernd drei Jahren lebt. Sie war als Jugendliche für wenige Tage in einem Notaufnahmehaus/Jugendschutzstelle und wurde kurz darauf mit ihrer Familie nach Albanien abgeschoben. In ihrer Erinnerung ist von einzelnen Erfahrungen während dieser Zeit in der Jugendschutzstelle wenig geblieben - einzig, daß sie damals in Kontakt mit Drogen kam. Ihre Sorgen drehen sich viel zu stark um ihre aktuelle Notsituation, mit den beiden Kindern in so schwierigen Verhältnissen zu leben und um die erneut drohende Abschiebung, als daß sie im Gespräch auf Erfahrungen mit Jugendhilfe eingehen kann. Gleichwohl klingen viele Gedanken von ihr an, die bei mir Assoziationen wecken, wie sie in Goffmans „totaler Institution“ beschrieben sind - Institution hier allerdings nicht als „das Asylberwerberheim“ verstanden, sondern als die Erfahrung, in einem System gefangen zu sein und als Person im bürokratischen Akt des Anerkennungsverfahrens als Asylberwerberin nicht vorzukommen.

Einschätzungen. Die einzelnen Themenkomplexe gruppieren sich um Berufs- und Ausbildungssituation, Familien- und Wohnverhältnisse, Kontakte und soziale Beziehungen, Wunschvorstellungen und die Frage der Aufarbeitung bzw. Aussöhnung mit belasteten Lebensthemen, und nicht zuletzt um die Frage der allgemeinen Lebenszufriedenheit. *Wichtig zu betonen scheint es, daß die Themen im großen Ganzen kompatibel sind mit denen, die bei der Aktenanalyse als Erfolgskategorien im Einzelfall galten.* D.h., die interviewten jungen Menschen richten sich deutlich an einem Normalitätsmodell aus und messen in ihren Berichten und Einschätzungen ganz ähnlichen Themen Bedeutung bei, wie diese im Bewertungskatalog der Aktenanalyse aufgestellt wurden. Im Hinblick auf das Alter der jungen Menschen verwundern diese Themen nicht. Wie für andere Jugendliche und junge Erwachsene in diesem Alter auch, stellen diese Themenkomplexe sehr typische Entwicklungsaufgaben im Übergang zum Erwachsenwerden dar.

Im folgenden werden die einzelnen genannten Themen im Quervergleich analysiert. Am Ende verdichten sich diese Themen zu einer Gesamteinschätzung der Entwicklungen der jungen Menschen hinsichtlich ihrer eigenen Lebenszufriedenheit aus ihrer Sicht und lassen im Rückblick Rückschlüsse auf die Situation der jungen Menschen zum Zeitpunkt der Beendigung der Hilfe (vor vier bis fünf Jahren) zu.

Schul- und Ausbildungssituation

Herr Lopez: „Jetzt guck ich nach vorne und das ist mein Ziel, meine Ausbildung zu machen, und dann wieder nach Spanien zu gehen, dort weiter zu arbeiten, und das wärs dann, ja.“

Ein wichtiges Thema, das fast durchgängig die aktuelle Lebenssituation der jungen Menschen bestimmt, stellt die Ausbildung bzw. ihre Arbeit und die weitere Berufsperspektive dar. Betrachtet man die unterschiedlichen beruflichen Muster in den Interviews, so zeigt sich, daß ein Großteil der interviewten jungen Menschen einen in den Erzählungen relativ sicher klingenden Einstieg ins Arbeitsleben gefunden hat. So z.B. Rene (22 Jahre), der sichtlich zufrieden von seinem Beruf erzählt:

„Ich hab' nach meiner Lehre gleich Zivildienst gemacht, das hab' ich mir auch selber rausgesucht, und jetzt habe ich meine Arbeitsstelle und ich verdiene mein Geld. Und es läuft, wie Sie sehen.“

Nur in 4 Interviews ist etwas von Resignation zu spüren, die die jungen Menschen hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunftschancen hegen. Herr Hauser möchte gerne nach seinem Zivildienst eine Ausbildung als Programmierer bzw. „irgendetwas im Computerbereich“ machen. Ob er den Realschulabschluß aber schaffen wird, weiß er selbst nicht so recht:

„Zukunftschancen hab' ich jetzt grad' im Moment eigentlich keine. Ohne Ausbildung geht natürlich nichts. (...) Ein bißchen mulmig ist es mir schon noch, weil ich nicht weiß, ob es klappen könnte und wenn man so schon denkt, dann geht's vielleicht doch eher schief. Teilweise muß ich jetzt auch was machen, weil ich kann ja nicht ein ganzes Leben ohne Ausbildung sein. Dann hocke ich auch irgendwann auf der Straße.“

Folgende geschlechterspezifischen Auffälligkeiten in der Berufswahl und der aktuellen Ausbildungssituation zeigen sich im Quervergleich der Interviews: Die jungen Männer sind in Ausbildung zum Hotelfach oder zum Einzelhandelskauf

mann. Andreas (24 Jahre) hat zwar eine Malerlehre abgebrochen, arbeitet aber seit einiger Zeit mit viel Spaß in einer Großküche eines Altersheims - ihm gefällt vor allem die gute Atmosphäre zwischen den ArbeitskollegInnen und er kann es sich vorstellen, dort dauerhaft zu arbeiten. Hinsichtlich dieser beruflichen Sicherheit ist er ganz froh, eine gute und sichere Position gefunden zu haben („Ich stehe auf meinen eigenen Füßen und ich bin froh, daß ich es wirklich geschafft habe, auf meinen eigenen Füßen auch zu stehen. Weil, so was ist nicht leicht“). Herr Perez (24 Jahre) ist Montageschlosser mit einem gut bezahlten und gesicherten Arbeitsplatz. Rene arbeitet als Karosserie- und Fahrzeugbauer und Wolfgang (21 Jahre) ist Zootierpfleger. Claudio (23 Jahre) hat eine abgeschlossene Friseurlehre und möchte beruflich weitermachen und Fremdsprachenkorrespondent werden. Ein Studium hat nur Peter (25 Jahre) aufgenommen, er hat gute Aussichten mit seinem BWL-Studium als Betriebswirt in einer norddeutschen Kleinstadt übernommen zu werden („Das motiviert, also ich bin motiviert“).

Während die Männer also eher in klassischen handwerklichen Berufen und nur wenige im Dienstleistungssektor arbeiten, zeigt sich bei den Frauen eine gewisse Neigung, in sozialen bzw. helfenden Berufen für sich eine Berufsperspektive zu finden. Die jungen Frauen sind in Ausbildung zur Jugend- und Heimerzieherin oder zur Altenpflegerin; Judith (22 Jahre) ist von Beruf Krankenschwester („Was mir Spaß macht an meinem Beruf, weil ich mit Menschen arbeite“) und Anne (24 Jahre) ist Arzthelferin. Katrin (22 Jahre) und Susanne (19 Jahre) haben Kinderpflegerin gelernt, wobei Susanne derzeit arbeitslos gemeldet und Katrin im Erziehungsurlaub ist. Auffällig im Hinblick auf die Wahl eines sozialen Berufs der jungen Frauen ist, daß sie dies in Verbindung bringen mit intensiven und guten Erfahrungen während der Heimzeit. Vor allem Freundschaften und gute Kontakte mit einer Betreuungsperson im Heim sind Anlaß dafür, selbst in diesem Bereich zu arbeiten und die prägenden Erfahrungen weiterzugeben. Sarah (22 Jahre) ist Büroangestellte und derzeit im Erziehungsurlaub; Karolin (24 Jahre) und Monika (17 Jahre) arbeiten als Verkäuferin bzw. Monika ist derzeit in Ausbildung zur Bäckereifachverkäuferin, nachdem mehrere Ausbildungsversuche von ihr gescheitert sind.

Ganz anders die Berufswahl von Maria (23 Jahre): Sie hat den Ausbildungsweg zur Artistin eingeschlagen und ist sehr froh über diese Entscheidung und darüber, nach vielen Versuchen und „Abstürzen“ eine Perspektive gefunden zu haben. Ihre Berufswahl ist für sie auch ein Ausdruck dafür, einen „dicken Strich“ unter ihre Vergangenheit gezogen zu haben. Eine Berufswahl, die für sie eng gekoppelt ist an ihren Lebensweg:

„Ich mache ja jetzt was ganz anderes, wo jetzt auch Leute irgendwie den Kopf schütteln und sagen, wie bist du denn jetzt da drauf gekommen auf einmal. Aber das hat bei mir einfach total lange gedauert, weil ich so viel damit beschäftigt war mein Leben überhaupt auf die Reihe zu bekommen. Denke ich, hat es einfach länger gedauert, bis ich, so weit gekommen bin, zu wissen, was ich jetzt eigentlich mit meinem Leben anfangen will, also welchen Beruf ich ausüben will“.

Lediglich 5 der Interviewten (2 Männer und 3 Frauen) haben keine abgeschlossene Berufsausbildung, leben derzeit von Sozialhilfe, gehen kleineren Gelegenheitsjobs nach und sind durchweg mit dieser Situation alles andere als zufrieden. Eine dieser 5 jungen Erwachsenen ist Ramona (19 Jahre). Sie hält sich mit einem Aushilfsjob als Kellnerin über Wasser. Ihr Ziel ist es aber, eine Ausbildung zu machen, um eine „Chance“ zu haben „irgendwo reinzukommen (...)“ heutzutage

ja nach Qualifikation gefragt“. 2 der jungen Frauen - Carla (23 Jahre) und Doris (19 Jahre) - sind durch die Erziehung eines oder zweier Kinder nicht in der Lage, eine Ausbildung anzufangen. Für beide bleibt aber ein wichtiges Ziel, sobald als möglich einen Berufseinstieg zu finden, um sich und ihren Kindern ein „besseres“ Leben zu ermöglichen (Doris: „Die Ausbildung halt... I.: Das ist dein größtes Problem? Doris: Ja. Ich würde gern den Realschulabschluß machen“). Sowohl Doris wie auch Carla sehen in einer Berufsausbildung eine Chance, aus ihrer prekären finanziellen Lage wie auch aus ihrer Situation, den ganzen Tag mit den Kindern allein zu sein, herauszufinden (Doris: „Mir fliegt die Decke auf den Kopf. Ich brauch was anderes“).

Anders als Carla und Doris sind die beiden jungen Männer, die derzeit ohne abgeschlossene Berufsausbildung sind, nicht an Kinder bzw. eine Familie gebunden. Norbert (23 Jahre) ist in Haft und hofft, als Einstieg in ein „normales Leben“ zunächst erst einmal eine Drogentherapie machen zu können. Christian (23 Jahre) ist erstaunlich gelassen hinsichtlich seiner beruflichen Situation und trifft, wie auch in anderen Stationen seines Lebens deutlich wird, immer wieder auf Menschen, die ihm weiterhelfen und bei denen er mit seiner geschickten und sicher auch umgänglichen Art leicht eine neue Chance kriegt. Wie in einem Film ergeben sich für Christian immer gute Gelegenheiten:

„Ich kann da anfangen, ich hab’ da jemanden kennengelernt, der ist um 1000 Ecken verwandt mit einem Hotel, und da kann ich sofort, wenn ich eine Wohnung habe, anfangen zu arbeiten“.

Familiensituation

3 der GesprächspartnerInnen sind zum Zeitpunkt des Interviews verheiratet (2 Männer, 1 Frau). Die beiden jungen Männer (Herr Perez und Rene) machen ei-

Herr Perez: „Jetzt bin ich selber - wenn man so sagen kann - Familienvater, wenn auch erst seit ein paar Tagen, aber es ist doch ein ganz anderes Gefühl, und es ist schon was Schönes, ist auch mal was Positives, sag’ ich mal.“

nen sehr glücklichen und zufriedenen Eindruck, beide haben gemeinsam mit ihrer Partnerin ein Kind. Bei Sarah verhält sich das anders, sie äußert im Interview, daß sie sich lieber heute als morgen von ihrem Mann trennen würde, da ihr Mann mit massiven Alkoholproblemen das Familienleben belastet, sie schlägt und sie allein mit den beiden Kindern zurecht kommen muß:

„Ich frage mich, was ich sieben Jahre lang, mit was für einem Dreck ich mich abgegeben habe“ - „Ich kann ja nicht mein ganzes Leben hinwerfen, nur weil er meint, er müßte jetzt sein Leben wieder genießen. Das geht irgendwo nicht, der muß auch die Verantwortung dafür übernehmen“.

Von den Männern hat außer den oben genannten, nur noch Mehmet (23 Jahre) eine Tochter, die allerdings bei der Mutter lebt und um die er nur ab und an sich kümmert. Von den jungen Frauen sind 2 alleinerziehend (s.o.): Carla hat zwei Kinder und Doris ist mit ihrer wenige Monate alten Tochter in einem Mutter-Kind-Projekt. Katrin (22 Jahre) lebt mit ihrem Freund und dem gemeinsamen Kind zusammen. 5 der jungen Frauen leben in einer festen Beziehung und 5 sind ohne Partner oder Freund. Von den jungen Männern haben nur 2 eine feste Beziehung, während die anderen acht alleine leben bzw. 4 von ihnen wieder bzw. immer noch bei einem Elternteil wohnen, was bei nur einer der jungen Frauen, nämlich Monika (17 Jahre alt) der Fall ist.

In der Tendenz scheint es so zu sein, daß die jungen Frauen sich fester binden oder sich nach einer dauerhaften Beziehung sehnen. Eine feste Beziehung einzugehen bedeutet für viele der jungen Frauen einen Schritt in ein „normales Leben“ zu machen und sich Wünsche nach Geborgenheit und Zukunftsträume (Familie gründen, Kinder haben, geregeltes Leben führen etc.) zu erfüllen. Die jungen Männer dagegen kehren nach oftmals langen Zeiten im Heim ins Elternhaus, meist zur alleinstehenden Mutter, zurück, um sich dort „versorgen“ zu lassen. Damit bestätigt sich eine Vermutung, die sich in den Ergebnissen der Aktenanalyse abzeichnete: Dort zeigte sich, daß sich für die jungen Männer im Anschluß an eine Betreuung im Heim häufiger eine Hilfe zur Verselbständigung anschließt als dies bei den jungen Frauen der Fall ist, die Frauen also häufiger in die Selbständigkeit entlassen werden und dies in Zusammenhang mit festen Freundschaften bzw. sogar einer Heirat gesehen werden kann.

Wohnsituation/Lebensformen

Christina: „Dann hab' ich meinen Freund kennengelernt, der war auch bei mir auf der Schule, und seit April wohnen wir jetzt hier (in einer WG); hier ziehen wir jetzt aber auch wieder aus.“

Die Frage der Wohnsituation schließt sich unmittelbar an die Frage der Familiensituation der jungen Menschen an. Hier wird wiederum deutlich, wie vielschichtig die Formen des Zusammen- oder Alleinlebens sein können und welche teilweise auch nicht-konventionellen Lebensformen von den jungen Menschen gewählt werden bzw. sich im Laufe der Zeit ergeben. 3 der Interviewten (Mehmet, Christina und Maria) leben in einer Wohngemeinschaft mit Freunden zusammen. Christina lebt mit ihrem Freund in einer größeren WG. Maria lebt zusammen mit einer alten Bekannten und beide wollen demnächst in eine größere WG zu dritt mit noch einer anderen Frau einziehen. Mehmet hat gemeinsam mit ein paar anderen Jugendlichen im Anschluß an die guten Erfahrungen im Betreuten Jugendwohnen diese Wohn- und Lebensform fortgeführt. Er selbst beschreibt das als ein schönes Resultat aus der Zeit der Jugendhilfe, daß die guten Freundschaften erhalten geblieben sind und sie jetzt alle zusammenwohnen.

Alexander lebt nach über 13 Jahren in einem Heim wieder bei seiner alkoholabhängigen Mutter. Er ist der einzige der Geschwister, der nach dieser langen Zeit der Trennung sich verantwortlich fühlt für das Schicksal der Mutter: „Hab eine Mutter, die mich ständig braucht“. Gleichzeitig bedauert er seine Lage und sucht nach Möglichkeiten, sich aus dieser Verantwortung zu lösen. Er lebt mit der Mutter in einer städtischen Sozialwohnung, die Wohnung erweckt einen Eindruck armer Verhältnisse. In ähnlich „armen Verhältnissen“ (beengte Raumverhältnisse) leben auch Herr Hauser mit seiner Mutter und Sarah mit dem alkoholkranken Ehemann und den beiden Kindern.

6 der jungen Menschen wohnen alleine, wobei sie sehr unterschiedliche Umgangsformen damit gefunden haben. Wolfgang ist froh, insgesamt Abstand von der Mutter gewonnen zu haben und genießt sein Leben. Carla berichtet voller Wehmut mit Blick auf die „tolle Gemeinschaft“ während der Wohngruppenzeit von ihrem Alleine-Wohnen mit ihren beiden Kindern:

„Und das vermiß' ich eigentlich heute immer noch. Weil so alleine, wenn man nach Hause kommt, und es wartet keiner auf einen, das ist dann schon manchmal recht traurig“.

Im Gegensatz zu Wolfgang ist für Herrn Lopez die Rückkehr zu seiner Mutter ein ganz wichtiger Schritt gewesen. Die ganze Zeit während der Hilfe nimmt die Mutter einen wichtigen Part ein:

„Ich komme nach Hause, habe mein Zimmer, meine Mutter, und für mich ist das wieder alles ganz normal. Ich weiß mein Zuhause zu schätzen, das weiß ich immer noch. Und ich weiß, daß es auch keine Selbstverständlichkeit ist, ich weiß auch, daß es Kinder gibt, die haben es nicht so gut wie ich“.

Die Rückkehr bringt ihm Gewißheit über die enge Bindung an die Mutter. Ähnlich positiv erlebt es Monika, wieder bei der Mutter zu wohnen. Sie genießt dort alle „Freiheiten“, kann machen was sie will und schätzt heute das Vertrauen der Mutter. Während Claudio zwar nach seinem Leben auf der Straße und in unterschiedlichen Wohnheimen wieder bei seinen Eltern im Haus lebt, meidet er den Kontakt und wohnt eher als „Einlieger“ im elterlichen Haus:

„Ich hab heutzutage mit meinen Eltern nicht viel zu tun, weil ich hab ein Zimmer, das ist allerdings extra, ich wohn extra, die kriegen von mir nicht viel mit und jetzt geht es eigentlich so, weil man sich kaum sieht - jetzt ist mehr Ruhe, weißt“.

Auffällig oft äußern sich die jungen Menschen so, daß sie im Rückblick das Zusammenleben in einer Gleichaltrigengruppe als wichtige Erfahrung aus der Heim- oder Wohngruppenzeit mitgenommen haben. Für viele, die heute alleine leben, schwingt ein Stück Sehnsucht nach dieser Nähe und dem Zusammenleben mit anderen Menschen mit. Immerhin 3 der jungen Menschen führen die Lebens- und Wohnform in einer WG für sich weiter.

Kontakte (einschließlich der Kontakte zum ehemaligen Heim bzw. Menschen aus dieser Zeit)

Wolfgang: „Ich hab’ sehr viele Bekannte in dem Nachbardorf vom Internat, wo ich auch teilweise Praktikum gemacht habe. Habe da zu den Leuten auch eine sehr feste Beziehung und ich fahre z.B. also man kann sagen, alle paar Monate mal hin. Und z.B. auf Hochzeiten wurde ich eingeladen, da fährt man mal im Sommer für eine Woche hin und macht da mal bei der Heuernte und Strohernte mit.“

Fast alle Interviewten berichten von regen Kontakten, guten Freundschaften und Beziehungen, wobei der Grad der Intensität sehr unterschiedlich ist. Je nach Lebensgeschichte sind die jungen Menschen auf der Suche nach anderen Menschen bzw. manchmal sogar einem anderen Lebensstil. Christina erzählt von ihrer Suche: Nirgendwo hält sie es lange aus. Alle Freundschaften der letzten Jahre bricht sie irgendwann ab - diese Abbrüche vollzieht sie auch durch viele Umzüge, ihre innerliche Unruhe und das Gefühl, es „nie lange irgendwo auszuhalten“. Christian findet erstaunlicherweise trotz seinem unstillen und vor allem unberechenbaren Lebenswandel (setzt sich nach Mallorca mit einem gestohlenen Auto ab, verhöckert die Stereoanlage der Mutter und taucht dann irgendwo unter...) immer wieder Anlaufstationen, wo er Unterschlupf und Unterstützung findet. Einmal ist es ein Pastor, der ihm auf die Sprünge hilft, ein andermal die guten „connections“ eines Freundes zu einem Hotelier, durch die er immer wieder Jobs findet. Für Christian gewinnt aber vor allem seine Freundin Bedeutung. Mit einem ironischen Unterton weiß er ihren Einfluß zu schätzen:

„Seitdem ich meine Freundin habe, ja... Sie hat auch gesagt, so soll es nicht weitergehen. Einen Schwerverbrecher in dem Sinn will sie nicht als Freund haben“.

Claudio findet einen guten Freund in einem älteren Mann, der in der Nachbarschaft wohnt und ihn in allen Lebenslagen, ähnlich einem „privaten Sozialarbeiter“ berät und unterstützt. Eine Erfahrung, die er in bezug auf die Betreuungspersonen während seiner „Heim- und Straßenkarriere“ so „leider“ nicht gemacht hat. Und Susanne hat viele Freundschaften durch ihre vielfältigen kreativen Veranlagungen und Hobbies. Einzig für Norbert sind alle sozialen Beziehungen sowohl zu Freunden wie auch der Familie abgebrochen. Seine Drogenkarriere und die Zeit in Haft haben ihren Beitrag dazu geleistet.

Es erstaunt darüber hinaus bzw. kann als ein Hinweis auf die guten Erfahrungen während der Heimzeit gedeutet werden, daß immerhin 8 der Interviewten von guten und regen Kontakten zum ehemaligen Heim, einzelnen für sie wichtigen MitarbeiterInnen oder Freundschaften zu anderen Jugendlichen von damals berichten. Für Anne, Andreas und Rene sind es vor allem einzelne MitarbeiterInnen, die für sie im Lauf der Zeit mehr wurden als „PädagogInnen“. Für Rene beispielsweise bleibt die Kinderdorfmutter Bezugspunkt und Anlaufstelle, sie übernimmt für ihn die Rolle der Ersatzmutter:

„Meine Kinderdorfmutter ist meine Mutter, so seh' ich das (...) an meiner Kinderdorfmutter häng' ich - ja doch schon; wir haben uns einfach lieb“.

Anne und Andreas haben weiterhin guten Kontakt zu einer Betreuerin aus der Heimzeit, an die sie sich jederzeit wenden können. Im Falle von Herrn Lopez und Eva sind die Ehemaligentage in der Einrichtung ein Anknüpfungspunkt an ihre Vergangenheit im Heim. Herr Lopez berichtet, daß darüber hinaus der Betreuer sich jährlich zu seinem Geburtstag meldet und für ihn das eine schöne Geste ist. Bei Eva wird die Freundschaft mit einer Erzieherin mit zu einem Entscheidungsgrund, daß sie selbst jetzt eine Ausbildung als Jugend- und Heimerzieherin macht. Wolfgang pflegt weiterhin gute Kontakte mit dem Internat und hat vor allem viele Freundschaften im Dorf gewonnen, die ihm sehr wichtig geworden sind. An Wochenenden schaut er, trotz der weiten Entfernung, dort oft vorbei.

Im Gegensatz zu diesen vielen andauernden guten Beziehungen und Kontakten aus der Heimzeit sind für einen kleineren Teil der jungen Menschen die Anknüpfungspunkte an die Einrichtung abgebrochen. Für Alexander ist die Vergangenheit im Großen und Ganzen trotz guter Erfahrungen abgehakt. Peter äußert, daß die Zukunft entscheidender ist und ihn mit dem Heim nichts mehr verbindet. Berta hat eigentlich zu schlechte Erfahrungen gemacht, als daß sie von sich aus Kontakt zu den MitarbeiterInnen oder der Einrichtung suchen würde und Monika formuliert sehr deutlich, daß sie heute eine gewisse „Abneigung“ gegen das Heim verspürt und „damit“ abgeschlossen hat.

Für eine dritte Gruppe der Interviewten ergaben sich durch einen Ortswechsel anderenorts neue Beziehungen. Damit einhergehend brachen auch die Beziehungen aus der Heimzeit weitgehend ab, bleiben jedoch als solche ohne Resentiments in guter Erinnerung. Das Leben ging einfach weiter. Bei Herrn Perez wurden alle Kontakte durch seinen überstürzten Abgang zum Militärdienst nach Portugal aufgelöst. Im Gespräch findet er es eigentlich schade, daß „die“ (er meint die MitarbeiterInnen von damals) jetzt vielleicht einen ganz falschen Eindruck von ihm haben, denn eigentlich war es für ihn eine gute Zeit. Maria lebt heute in einer anderen Stadt, die Kontakte zu Bekannten aus der Heimzeit sind „eingeschlafen“ und sie orientiert sich viel stärker an den Freundschaften, die

sich über ihre Arbeit ergeben. Dies entspricht auch ihrer eigenen Lebensperspektive und ihren Bestrebungen, für sich einen Weg zu finden.

Aussöhnung mit der eigenen Geschichte und Zufriedenheit mit den aktuellen Lebensverhältnissen

Eva: „Ich kann mir nichts Besseres vorstellen, weil ich mir wieder gewünscht habe, zu Hause zu sein, ein Zuhause gewünscht habe. Einen nicht schlechten Schulabschluß habe ich doch noch geschafft, nachdem sie nach der fünften Klasse schon überlegt haben, ob sie mich auf die Sonderschule stecken.“

Ramona: „Also ich bild' mir mal ein, daß ich eigentlich mit meinen fast zwanzig Jahren eine Menge erreicht habe, daß ich eigentlich glaube ich wieder ganz gut auf dem Boden gelandet bin, aber zufrieden bin ich nicht, ich hab halt diesen Weg noch nicht gefunden, ja.“

Die Lebensgeschichten der Interviewten sind in der Regel durch in vielerlei Hinsicht sehr komplexe und belastende Erfahrungen innerhalb der Familie, durch Gewalt, Beziehungsabbrüche, menschliche Enttäuschungen und dramatische Schicksalsschläge geprägt. Letztendlich - dies wird sich später anhand einiger ausgewählter Fallbeispiele plastisch zeigen - bleiben diese Themen Bestandteil der Auseinandersetzung der jungen Menschen während der Heimzeit und bestimmen in den meisten Fällen die Versuche, einen eigenen Stand zu finden, auch weit über die Zeit im Heim hinaus. Diese „Lebensthemen“ bieten Anknüpfungspunkte, von denen aus die Äußerungen der jungen Menschen hinsichtlich der Frage, ob sie mit sich und ihrem aktuellen Leben zufrieden sind, eingeordnet werden können. Sehr entscheidende Themen der Auseinandersetzung sind für nahezu alle der interviewten jungen Menschen ihre Herkunftsfamilien und die Auseinandersetzung mit den Eltern, ebenso wie Versuche, Abstand, Klärung oder auch Aussöhnung in schwierigen Beziehungserfahrungen aus ihrer Vergangenheit zu erreichen.

Während allerdings die jungen Männer sich eher distanziert zu ihrer Familie äußern (z.B. Claudio und Mehmet), ihre Vergangenheit und die schwierigen Momente mit ihrer Familie ruhen lassen wollen (z.B. Andreas und Peter), entweder einfach wieder zu Hause leben und sich so gut als möglich dort zu arrangieren versuchen (z.B. Alexander) oder aber die Beziehungen sich entspannt haben (z.B. Herr Perez), zeigen sich in den Äußerungen der jungen Frauen deutlich stärker weiterhin ungeklärte Verstrickungen und Belastungen, die in der Regel in Zusammenhang mit Gewalt- und Mißbrauchserfahrungen stehen. Für Christina ist das Thema Familie ein schwarzes Tuch, das sie nicht gerne anrührt. Zwar ist sie stolz, alleine für sich eine berufliche Perspektive aufgebaut zu haben und gemeinsam mit ihrem Freund ein gutes Leben zu führen, die ungeklärte Beziehung zu ihren Eltern holt sie aber immer wieder ein. Christina bleibt resigniert in vielerlei Hinsicht: Zum einen hat sie die Hoffnung aufgegeben, daß ihre Eltern und vor allem die Mutter ihr Verständnis entgegenbringt, zum anderen sieht sie sich dadurch blockiert, mit ihrer Vergangenheit abzuschließen und den Mißbrauch durch den Vater zu verarbeiten. Bei Sarah scheint sich ihre „schreckliche Kindheit“ fortzusetzen. Mit dem Vater, der sie regelmäßig verprügelt und dann vergewaltigt hat, findet sie keinen Kontakt mehr, wobei der für sie unvorbe-

reitete „Abtransport“ ins Heim einen unverarbeiteten Bruch bedeutet. Heute wieder von ihrem Mann abhängig zu sein und ausgenutzt zu werden, das sind Themen, die sie weiter beschäftigen.

Auf der anderen Seite äußern sich immerhin 6 der jungen Frauen (Carla, Eva, Judith, Berta, Monika und Katrin) so, daß sich ihr Verhältnis zu den Eltern oder einem Elternteil entspannt hat und sie heute eine neue Vertrauensbasis zueinander gefunden haben. Aber auch in diesen Fällen ist es wiederum so, daß die jungen Frauen insgesamt diesen Beziehungen zur Familie wesentlich größere Bedeutung einräumen, als es die jungen Männer in ihren Erzählungen tun. Bei ihnen klingt stärker Gleichgültigkeit durch und ihre Äußerungen heben ihre Unabhängigkeit und Eigenständigkeit gegenüber der Familie hervor.

Neben der Auseinandersetzung und der Aussöhnung mit der Familie sind es sehr individuelle Themen, die die jungen Menschen bewegen. Maria, die zwar eine Berufsperspektive für sich gefunden hat, die ihr viel Sicherheit und Möglichkeiten bietet, mit ihrer Person zu experimentieren (sie wird Artistin), äußert immer wieder im Gespräch ihren Wunsch nach Geborgenheit und einem stützenden Zuhause. Im Anschluß an die Zeit im Heim und im Betreuten Jugendwohnen rutschte sie ab („Gerade als ich am meisten Hilfe brauchte, haben sie mich alleine gelassen“), kommt in Kontakt mit der Drogenszene, hat einen Nervenzusammenbruch und landet in der Psychiatrie. Auch ihr gehen in der Erinnerung immer noch die psychischen Verstrickungen mit der Mutter (Gewalt und Tablettenabhängigkeit, nervliche Belastungen) nach. Um aus diesem „Loch“ herauszufinden, in das sie manchmal noch fällt, macht sie eine Therapie, die ihr gut tut. Die aktuelle Lebenssituation von Anne ist stark überschattet vom Tod der Mutter und ihrer Sorge, was nun mit ihren jüngeren Geschwistern geschieht. Sie fühlt sich verantwortlich für die beiden und möchte nicht, daß sie nun allein beim Stiefvater aufwachsen. Herr Lopez ist im Grunde zufrieden, ist aber stark in seinen Vorurteilen der Welt gegenüber gefangen. Seine Erfahrungen im Heim waren gut und rückblickend war es eine wichtige Zeit („was wäre ich sonst heute?“). Trotzdem erzählt er niemandem, nicht einmal seiner Freundin, daß er lange in einem Heim betreut wurde.

„Obwohl sie meine Freundin war, hab' ich ihr die Sachen nicht anvertraut, weil - ich hatte Angst, sie würde mich nicht verstehen.“

Für ihn ist die Welt voller Vorurteile, weshalb er mit seiner Vergangenheit Versteckspielen muß.

„Sie wissen ja, die Menschheit ist von Vorurteilen geprägt, wie sonst was, und wenn ich sage, ich war in einem Heim (...), die würden sich ja fragen wieso. Heimkinder oder Hauptschüler, die werden ja eingestuft, als wären, als sind sie entweder kriminell oder sie werden mißhandelt im Elternhaus oder sie sind irgendwo blöd und das ist was mich ärgert. Ich schäme mich nicht, ich will nur nicht mein Leben ausbreiten (...), das Vorurteil ist nun mal da, und -- die Angst, --- die Angst hab ich, daß jemand sagt, Heim? Distanz.“

Lediglich noch in 2 anderen Interviews berichten die jungen Menschen von solchen Ängsten vor Stigmatisierung und Vorurteilen ihnen bzw. „der Heimerziehung“ gegenüber, wie sie in der Öffentlichkeit kursieren. Keiner hat aber bewußt aufgrund seiner/ihrer Heimerfahrungen im Anschluß an die Hilfe Benachteiligungen erleben müssen (z.B. bei der Arbeitssuche). Und selbst bei Herrn Lopez gründet seine Angst auf Vorurteilen, die er selbst in seiner Haltung produziert. Aber genau das erscheint als ein Mechanismus der Stigmatisierung. Ein Vorurteil, ein Gerücht, eine Ablehnung und der Verdacht, mit diesem „Makel“ behaftet

zu sein, führt bereits zur Angst und reproduziert sich in Alltagssituationen täglich aufs Neue (vgl. Goffman 1994). Für viele der jungen Menschen führt die Erfahrung, in einem Heim gelebt zu haben, aber nicht zu diesen negative Zuschreibungen. Die Heimzeit ist und bleibt in manchen Fällen einfach Vergangenheit, die nicht weiter belastende Auswirkungen auf ihr Leben hat, und in anderen Fällen überwiegen die positiven Erfahrungen.

Andere Themen, die die aktuelle Lebenssituation der Interviewten prägen und ihre Zufriedenheit mit sich und ihrem Leben bestimmen, wurden bereits genannt: die Chance, eine qualifizierte Berufsausbildung zu machen, die Sorge, einen gesicherten Arbeitsplatz zu finden, die Suche nach einer festen Bindung oder Partnerschaft, die Auseinandersetzung mit dem Lebenspartner und die schwierige Situation, als alleinerziehende Mutter sich noch andere Träume zu erfüllen als den ganzen Tag zu Hause bei den Kindern zu bleiben etc.

Zusammenfassung

Subjektive Einschätzung der Lebenszufriedenheit und eine Beurteilung der erfahrenen Hilfe

Die einzelnen Themen spielen in sehr unterschiedlicher Weise eine Rolle in bezug darauf, wie die jungen Menschen ihr Leben heute einschätzen. Vor allem Themen der beruflichen Sicherheit und Zukunft bestimmen oder belasten in den Aussagen der Interviewten entscheidend ihr Leben. Ihre Lebenszufriedenheit definieren sie weitgehend aus einem guten Job, finanziell gesicherten Verhältnissen und einer Arbeit, die ihnen Spaß macht. Ein zweites wichtiges Kriterium der Zufriedenheit sind Freundschaften, Partnerschaften und feste Beziehungen. Dies bringen die jungen Menschen in Verbindung mit der Erfahrung, für jemanden sorgen zu müssen/wollen bzw. jemanden zu haben, der für sie sorgt. Die Zukunft gewinnt eine andere verpflichtende Dimension vor allem bei den jungen Menschen, die eine Familie gründen, Kinder haben und Verantwortung für diese übernehmen müssen. Nach den Aussagen der jungen Menschen braucht es oft nur wenige, vor allem materielle oder vielleicht doch besser existentielle Dinge, um glücklich zu sein. Ihre Wünsche sind schlicht und in ihnen spiegelt sich eine große Sehnsucht nach Normalität wieder: Geld, Familie, Arbeit, Haus und Garten. Berta bringt dies auf den Punkt:

„Das einzigste, was ich mir wünsche, ich möchte, mein Freund verdient sehr gut, wir können uns auch eine gute Zukunft aufbauen, wenn ich mit ihm zusammenbleibe - man weiß nie was passiert - aber normalerweise würde ich mir wünschen, ein kleines Häuschen zu haben, meine Ruhe, meinen Frieden zu haben, meinen Garten, meine Arbeit, einen geregelten Tagesablauf, und das wars.“

Gemessen an den Erfolgskriterien und Entwicklungsbereichen aus der Aktenanalyse, nimmt der Bereich des Legalverhaltens eine untergeordnete Rolle ein. Lediglich in 2 Fällen (Norbert und Christian) kommen die jungen Menschen bereits während und auch nach Beendigung der Heimzeit in Konflikt mit öffentlichen Kontrollinstanzen.

Einige interessante Ergebnisse zeigen sich, wenn man sich die Erfolgseinschätzungen der jungen Menschen zunächst in Bezug auf die Erfolgseinschätzungen aus Sicht der Akte betrachtet und dann versucht, ihre Einschätzungen rückblickend mit ihrer aktuellen Zufriedenheit zu verbinden.

(1) Erfolgskriterien der Aktenanalyse und subjektive Einschätzungen zur Lebenszufriedenheit

Betrachtet man sich die einzelnen Themen, anhand derer die jungen Menschen über ihre aktuelle Zufriedenheit berichten, dann wird folgendes offensichtlich: *Die Themen, anhand derer die Entwicklungen der jungen Menschen in der Aktenanalyse definiert und bewertet wurden, finden sich auch in den Selbstaussagen der jungen Menschen wieder.* Und dies nicht nur, weil danach gefragt wurde, sondern diese Themen tauchen in vielen Randbemerkungen, vor allem in der Beschreibung der aktuellen Lebenssituation, sehr selbstverständlich auf. Das heißt nun aber nicht, daß andere individuellere Themen nicht vorkommen, sondern daß für die jungen Menschen grundsätzlich ein „Normalitätsmodell“ Bedeutung hat, an dem sie sich orientieren und an dem sie ihre Lebenszufriedenheit, ihre Wünsche, Zukunftsvorstellungen und Ängste messen. Sie wollen dazugehören und nicht durch ihre Vergangenheit in Familie und/oder Heim eine gesellschaftliche Randposition einnehmen. Dafür tun sie viel und in der Mehrzahl der Fälle gelingt es den jungen Menschen, trotz belasteter Vorerfahrungen ein „normales Leben“ zu führen.

Legt man als Maßstab der Beurteilung diese Kategorien an, wie sie auch für die Aktenanalyse definiert wurden - also: Schulische und berufliche Integration, soziale Beziehungsfähigkeit, Persönlichkeitsentwicklung, Alltagsbewältigung, Aufarbeitung der eigenen Geschichte und der Erfahrungen mit der Familie - und verdichtet diese einzelnen Bereiche in der Selbsteinschätzung der jungen Menschen zu einem Gesamturteil, dann können die hier beschriebenen Lebensverläufe in der Mehrzahl durchaus als erfolgreich bewertet werden. Was im Einzelfall oft weiter belastend ist, sind unbearbeitete Themen (Drogenabhängigkeit, Verantwortungsdelegationen, Angst- und Schuldgefühle...), die auch schon während der Heimzeit da waren, aber nicht oder nicht richtig angegangen wurden/werden konnten. Dies stellt sich bei der Aktenanalyse ganz ähnlich dar.

(2) Subjektive Einschätzungen wichtiger Entwicklungen durch und am Ende der Heimzeit und ein Vergleich mit der Bilanz der Akte

Ein interessantes Ergebnis zeigt sich, wenn man versucht, die Selbsteinschätzungen der jungen Menschen im Rückblick auf wichtige und prägende Entwicklungen durch die und während der Heimzeit zu bestimmen. Nimmt man die *Situation zum Zeitpunkt der Beendigung der Hilfe und wichtige individuelle Entwicklungen während und durch die Heimzeit*, so wie sie die jungen Menschen rückblickend für sich einschätzen, zum Maßstab, dann zeigt sich folgendes Ergebnis (vgl. unten: Tabelle 1; Spalte A): 11 der jungen Menschen bewerten ihre Entwicklungen und den Nutzen der Hilfe durchgängig positiv. In 8 Interviews berichten die jungen Menschen von in Ansätzen positiven Veränderungen durch die Heimzeit, bei 3 gab es keine maßgeblichen Veränderungen und in 5 Fällen schätzen die jungen Menschen den Nutzen der Hilfe und individuelle Entwicklungen während und am Ende der Heimzeit durchgängig negativ ein. Sprich: In über 70% der Fälle ergaben sich den Selbsteinschätzungen nach eher positive Veränderungen durch die Heimzeit (positive und in Ansätzen positive Entwicklungen zusammengefaßt).

Die folgende Tabelle weist in der ersten Spalte (A) die subjektiven Einschätzungen der Hilfe aus Sicht der jungen Menschen aus. Die zweite und dritte Spalte stellt lediglich in den Fällen - die subjektiven Einschätzungen der jungen Menschen (B) und die Bilanz der Entwicklungen aus Sicht der Akte (C) einander ge

genüber, welche bei der Aktenanalyse sich als bilanzierbar erwiesen (n=18). Hinzugefügt werden muß dazu, daß in 9 Fällen aus der Akte keine Bilanzierung möglich war, in der Regel zwar die Hilfebegründung noch ausführlich enthalten war, der Hilfeverlauf aber fortschreitend nicht weiter nachvollziehbar dokumentiert wurde. Dies sind immerhin 1/3 der hier zugrunde liegenden Fälle. Auf Prozentangaben wurde aufgrund der geringen Fallzahl verzichtet. Von vordergründigem Interesse ist der 1:1 Vergleich von Akte und Mensch.

Tabelle 1: Gegenüberstellung der Erfolgsbilanz aus Sicht der jungen Menschen und aus der Aktensicht

	Bilanz der Hilfe aus Sicht der jungen Menschen		Bilanz der Hilfe aus Aktensicht
	A	B	C
Positiv	11	7	12
In Ansätzen positiv	8	5	
Keine maßgebliche Veränderung	3	3	2
Negativ	5	3	4
Total	n=27	n=18	n=18

Vergleicht man die Einschätzungen der jungen Menschen (Spalte B) mit den Zahlen, wie sie sich aus den nachträglich analysierten Akten ergeben (Spalte C), dann deckt sich die Verteilung weitgehend Zügen. Nimmt man die positiven und in Ansätzen positiven Einschätzungen zusammen, so sind es jeweils 12 Fälle die in der Tendenz von beiden Seiten (Akte und Mensch) als eher hilfreich eingeschätzt wurden. Umgekehrt, rechnet man die negativen Einschätzungen und die ohne maßgebliche Veränderungen zusammen, sind es jeweils 6 Fälle, die von beiden Seiten als weniger hilfreich eingeschätzt wurden. Ein Vergleich der Beurteilung der aussagekräftigen Fälle aus der Akte und aus Sicht der jungen Menschen zeigt weiter, daß in 11 Fällen die Einschätzungen aus der Akte mit denen der jungen Menschen deckungsgleich sind. In 7 Fällen gibt es Abweichungen in den Einschätzungen der Akte und den Selbsteinschätzungen der jungen Menschen, wobei diese in der Regel sich nur in wenigen Punkten unterscheiden. Die jungen Menschen legen ein anderes Gewicht auf sehr individuelle Themen, die in der Bilanzierung aus der Akte in dieser Differenziertheit nicht entsprechend zur Geltung kommen.

(3) Subjektive Einschätzungen zur aktuellen Lebenssituation/Lebenszufriedenheit vier bis fünf Jahre nach Ende der Heimzeit

Faßt man die Entwicklungen der jungen Menschen in einzelnen Bereichen im Hinblick auf ein Gesamturteil zusammen, das *ihre Zufriedenheit mit sich und ihrer aktuellen Lebenssituation* umschreibt, dann zeigt sich im Detail folgende Gewichtung: 15 der Interviewten äußern sich zufrieden mit ihrer aktuellen Lebenssituation und dem, was sie beschäftigt, trotzdem haben sie natürlich Wünsche für ihre Zukunft. In den von ihnen genannten Lebensthemen ergaben sich also eher positive Veränderungen bzw. Stabilisierungen. Für 8 der Interviewten ergaben sich in Ansätzen positive Entwicklungen in den genannten Entwicklungsbereichen. Lediglich in 2 Fällen berichten die jungen Menschen von keinen maßgeblichen Veränderungen in wichtigen Entwicklungsbereichen. Sie leben weiterhin oder wieder in belasteten Verhältnissen und in 2 Fällen zeigten sich im Anschluß an die Hilfe durchgängig negative Entwicklungen.

(4) Wie ist es heute, wie war es am Ende der Heimzeit? - Reale Veränderungen und Weiterentwicklungen der jungen Menschen

Eine Gegenüberstellung der beiden Bilanzierungszeitpunkte - die Situation heute 4-5 Jahre nach der Hilfe und eine rückblickende Einschätzung zur Situation am Ende der Hilfe - zeigt ein sehr wichtiges Ergebnis: *In der Sicht der jungen Menschen hat sich während der folgenden Jahre nach Abschluß der Heimerziehung in keinem Fall die Lage verschlechtert, dahingegen ergaben sich in 8 Fällen sogar deutliche Verbesserungen oder vielleicht besser gesagt Weiterentwicklungen der jungen Menschen nach der Heimzeit.* Diese können in einem entweder bewußten oder unbewußten, gewollten oder ungewollten Zusammenhang mit wichtigen Impulsen durch die Heimzeit gesehen werden.

Dabei spielt bei der Einschätzung in den Aussagen der jungen Menschen eine sehr wichtige Rolle, daß sie heute von einem ganz anderen Standpunkt aus ihr Leben betrachten. Erfahrungen am Ende der Heimzeit gewinnen im Lauf der Zeit eine andere Bedeutung in der Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte. Je genauer die jungen Menschen sich ihre Geschichte anschauen, desto mehr können sie auch schwierigen Erfahrungen etwas Positives abgewinnen. Und vielfach verändert sich auch real ihre Lebenssituation. Sie werden älter, „haben“ mehr Erfahrung und können ganz anders ihre Vergangenheit reflektieren. Der weitere Lebensverlauf der Interviewten gestaltet sich oftmals ganz anders als dies zum Ende der Heimzeit anzunehmen gewesen wäre. In der Tendenz zeigt sich vielfach, daß die jungen Menschen zum einen mittlerweile eine gesicherte Existenz haben (was man ihnen am Ende der Heimzeit nicht zugetraut hatte) und sie weitaus häufiger mit ihrer aktuellen Situation zufrieden sind als sich dies am Ende der Heimzeit abgezeichnet hat. Einige haben sich sogar nach langen Jugendhilfekarrieren und teilweise sehr krisenhaften Erfahrungen in Heimen gefangen (z.B. Christian, Claudio oder Christina) und scheinen gestärkt aus diesen Konfrontationen hervorgegangen zu sein. Besonders bei Christina und Claudio, die beide ihre Entwicklung während der Heimzeit durchweg negativ bewerten, verändern sich ihre Einschätzungen hinsichtlich einzelner Entwicklungen sehr plastisch. Für beide ist es in ihrer Sicht der Dinge so, daß sie durch die schwierigen Erfahrungen während der Heimzeit Stärke gewonnen haben. Beide haben gelernt, sich in schwierigen Situationen durchzusetzen. Sie nutzen dies als Anstoß: „Jetzt erst recht, ich werde, ich kann und ich will es alleine schaffen“.

Wenn man also über Lebensbewährung, Erfolg oder über Zufriedenheit redet, ist dies immer relativ. Die Einschätzung bleibt einem zeitlichen wie auch individuellen Wandel unterworfen, der nicht abgeschlossen ist, so daß diese Äußerungen zu einem Zeitpunkt erfolgen, in dem für die jungen Menschen noch vieles in ihrem Leben offen ist. Der Übergang ins Erwachsenwerden bringt vieles an Veränderung mit sich - die jungen Menschen sind auf der Suche nach einem eigenen Lebensstil, versuchen Beziehungen aufzubauen und eine Klärung ihrer Beziehungen zur Herkunftsfamilie zu erreichen. In vielen Dingen fühlen sie sich auf sich alleine gestellt bzw. haben erstmals die Möglichkeit, unabhängig zu sein und nach ihren Vorstellungen zu leben - für einige ist weder die Familie noch das Heim ein Bezugspunkt. Dies alles spricht dafür, die aktuelle Lebenssituation der jungen Menschen und ihre Selbstdeutungen nicht statisch zu betrachten, sondern die Aussagen unter der Zeitperspektive und den jeweiligen aktuellen Entwicklungsaufgaben zu werten.

Und noch eine letzte Bemerkung sei an dieser Stelle erlaubt: In einer Studie von Müller-Kohlenberg (1996) wird noch auf einen anderen bemerkenswerten Um

stand hingewiesen, der diese Veränderungen in den Selbsteinschätzungen im Laufe der Zeit interpretieren hilft. Im Rückblick besteht in den Selbstaussagen der jungen Menschen zur Wirksamkeit der Hilfe die Tendenz, positive Verhaltensveränderungen und Fortschritte weniger den Bemühungen der BetreuerInnen zuzuschreiben, als vielmehr eigene Anstrengungen dafür verantwortlich zu machen (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 60). Vieles an wichtigen Erfahrungen wird in der Erinnerung und Erzählung neu gedeutet und in das Bild, das die Person von sich selbst hat, hineinprojiziert. Die Anstrengung der anderen und deren positive Auswirkungen werden zu meinen Anstrengungen und das vielleicht zunehmend, je länger die Hilfe zurückliegt. Betrachtet man den Hilfeprozeß unter dem Aspekt, daß hier nur Veränderungen möglich sind, wenn PädagogInnen und Jugendliche, Professionelle und KlientInnen sich auf einen gemeinsamen Prozeß von Absprachen, Zielformulierungen, Perspektiven und Aufgabenstellungen, aber auch des gegenseitigen Verstehens einlassen, dann wird diese Gewichtung der jungen Menschen plastisch. Letztendlich geht es ja um ihr Leben! Veränderungen sind dabei meist mit Anstrengungen und erneuter Konfrontation mit der eigenen belastenden Geschichte verbunden. Müller-Kohlenberg begrüßt diesen „subjektiven Mechanismus“ im Hinblick auf die pädagogische Absicht, jungen Menschen Hilfe zur Lebensbewältigung und zur Selbsthilfe zu geben. „Es zeigt eine Interpretation der veränderten Normen und Verhaltensweisen an, die soweit assimiliert sind, daß der Einfluß von außen - durch die Betreuung - nicht mehr wahrnehmbar ist. Damit dürften auch Stabilität und Dauerhaftigkeit der Veränderungen günstig zu beurteilen sein“ (Müller-Kohlenberg a.a.O.). Ebenso zeigt sich in diesem Punkt, daß das eigene Wollen der jungen Menschen einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Verlauf einer Hilfe hat und vielfach Diskrepanzen zwischen den Zielen der jungen Menschen, der Eltern und den Fachkräften ungelöst bleiben (müssen).

Bislang standen die Erzählungen der jungen Menschen zu ihrer aktuellen Lebenssituation und Zufriedenheit wie auch grundlegende Einschätzungen wichtiger Entwicklungsbereiche und Veränderungen im Anschluß und am Ende der Heimzeit im Mittelpunkt des Interesses. Bevor weiter auf die unmittelbaren Erfahrungen im Heim bzw. der Wohngruppe eingegangen wird, scheint es notwendig, sich die Ausgangsbedingungen und die Erinnerungen der jungen Menschen an ihre familialen Vorgeschichten und an die ausschlaggebenden Momente für die Heimaufnahme vor Augen zu führen. Von da aus lassen sich später die Erfahrungen im Heim besser verstehen. Es folgt also ein Zeitsprung der Erinnerung (in manchen Fällen bis nahezu 20 oder 25 Jahre zurück!).

Vorerfahrungen der jungen Menschen

Muster im Erleben familialer und individueller Belastungen

Keine/r der jungen Menschen, die hier aus ihrem Leben und ihren Erfahrungen mit Heimerziehung berichten, kommt als unbeschriebenes Blatt ins Heim. Allen Entscheidungen für eine Fremdplatzierung der jungen Menschen gingen in der Regel oft jahrelange Belastungen in der Familie und im Bereich anderer Beziehungserfahrungen, Schwierigkeiten oder Auffälligkeiten innerhalb öffentlicher Institutionen (Schule, Ausbildung etc.) oder krisenhafte und in manchen Fällen sehr dramatische Konflikte voran. Diese im einzelnen hier ausführlich nachzuzeichnen und mit den Selbstaussagen der jungen Menschen zu belegen, führt zu weit und kann lediglich in einigen Fällen exemplarisch versucht werden.

Bei einem Quervergleich der Interviewaussagen der jungen Menschen zeigten sich vier Kristallisationspunkte, um die sich die Vorerfahrungen der jungen Menschen in der Erinnerung gruppieren. Diese vier - sicher in vielen Fällen auch miteinander zusammenhängenden - Muster zeigen die Belastungen der Kinder und ihre vielfach krisenbehafteten Familienschicksale auf.² Sie seien trotz Überschneidungen hier getrennt aufgeführt, in den einzelnen Geschichten werden aber auch rasch Zusammenhänge deutlich. Versucht man die Vorerfahrungen der jungen Menschen zu typisieren, zeigen sich folgende vier Muster:

(1) *Armut, Not, Vernachlässigung* (7 Fälle)

(2) *Gewalt, Ausbeutung, Mißbrauch* (8 Fälle)

(3) *Ablehnung, Zurückweisung, Enttäuschung* (7 Fälle)

(4) *Krankheit, Behinderung, seelische Störung des Kindes* (5 Fälle)

Dies sind vier Grundmuster an Vorerfahrungen, auf die die jungen Menschen sehr unterschiedlich reagieren und in denen ebenfalls unterschiedliche Folgeprobleme sich abzeichnen. Im einen Fall reagiert das Kind mit Ausbruchsvorhaben und Rebellion gegen die Belastungen, im anderen Fall führen die Notlagen zu völliger Überforderung oder Abhängigkeiten der jungen Menschen, die neurotische Züge aufweisen. Angst, Verantwortungsübernahme, Selbsttäuschung, Aggressivität, Verhaltensstörungen und Entwicklungsblockaden sind die Folge. Denkbar wäre in dieser Hinsicht sicher noch ein fünftes Muster, das mit den Begriffen „Überforderung, Abhängigkeit und Verstrickung“ umschrieben sein könnte. In der Lebensgeschichte von Maria (Muster 2) und Eva (Muster 3) taucht beispielsweise dieses Bild auf. In den Erzählungen der beiden jungen Frauen gewinnen dann aber andere Begründungsmuster stärker an Bedeutung. Damit soll angedeutet werden, daß die vier folgenden Muster individueller Vorerfahrungen der jungen Menschen nie erschöpfend sind, aber in den Selbstaussagen ihr Gewicht gewinnen. Und es muß sehr deutlich hervorgehoben werden, daß diese Muster jeweils eines gemeinsam haben: nach komplexen familialen Krisen, Überforderungen, Gewalterfahrungen und Zusammenbruch der Familienbeziehungen führen sie zu einem Ergebnis, für das Kind einen alternativen und förderlicheren Lebensort zu schaffen. Oder aber die jungen Menschen machen sich selbst auf den Weg.

Die vier Muster werden zunächst in ihrer spezifischen Ausprägung erläutert, dann jeweils im Quervergleich die einzelnen darin zusammengefaßten Geschichten in tabellarischer Form mitgeteilt. Am Ende steht jeweils ein ausführlicher skizzierter Fall. Vorgeschichte und aktuelle Lebenssituation sollen dabei miteinander in Verbindung gebracht werden.

(1) *Armut, Not, Vernachlässigung*

Immer wieder tauchen in den Erzählungen der jungen Menschen Verstrickungen von familialer Armut und Notlagen, Überforderung der Eltern in der Alltagsorganisation und der Versorgung der Kinder auf. In der Folge von langanhaltender

² Einen ähnlichen Systematisierungsversuch findet man bei Frommann 1990. In der gemeinsamen Diskussion mit ihr, fanden wir in den Selbstaussagen der jungen Menschen aber etwas andere Schwerpunkte. Dies mag dem unterschiedlichen Material geschuldet sein. Dort waren es Akten und Gespräche mit MitarbeiterInnen, hier handelt es sich um Interviews, also subjektive Einschätzungen und biographisch sensible Wahrnehmungen und Erfahrungen der jungen Menschen selbst. Nicht alles kommt dabei zur Sprache, manches wird verdrängt, einiges bleibt aufgrund des jungen Alters bei Heimaufnahme für die jungen Menschen lediglich über Erzählungen Dritter in Erinnerung und gewinnt eine andere Gestalt etc. Es bleibt ihre Sicht der Dinge.

Arbeitslosigkeit, von Alkoholismus eines Elternteils, von Schicksalsschlägen und Krankheit und einer unglücklichen Partnerbeziehung der Eltern fällt wenig Aufmerksamkeit für die Kinder ab. In keinem Fall finden sich für die Kinder in der Familie günstige Entwicklungsbedingungen. Sie bleiben vernachlässigt, in vielen Fällen kommt es zu Gewalthandlungen. Die Kinder leben mit der Angst im Nacken, von den Eltern stellvertretend für Dinge verantwortlich gemacht zu werden, für die sie keine Schuld tragen. Auffällig ist in dieser Gruppe, daß die jungen Menschen aufgrund ihres jungen Alters bei Heimaufnahme wenig Erinnerungen an die allgemeinen familialen Verhältnisse vor Beginn der Hilfe haben. Die Tatsache, daß da etwas schief lag, ist ihnen zwar bewußt, für die Hintergründe fehlt ihnen aber die Erinnerung. Vieles erfahren sie erst im Verlauf der Hilfe über Dritte bzw. nach späteren Versuchen, mit den Eltern in Kontakt zu treten. Für Rene ist es eigentlich heute noch nicht ganz klar, wieso er ins Heim kam:

„Wir wissen das so genau auch nicht, aber meine Mutter hat sieben Kinder zur Welt gebracht, und irgendwie war das Geld damals nicht so toll, ja gut, sie hat uns hergegeben, fünf Kinder hat sie hergegeben und eines hat sie selber behalten, und eines ist erst letztes Jahr geboren.“

Entweder es wird in diesen Fällen von außen durch das Jugendamt eingegriffen, meist gekoppelt mit einem Sorgerechtsentzug, (vor allem in jüngerem Alter der Kinder, wie bei Rene und Alexander) oder aber die Kinder verabschieden sich aus der Familie, wehren sich gegen die Ungerechtigkeit und gehen ihre eigenen Wege, wie dies Ramona, Mehmet und Karolin tun. Im Fall von Monika führt die die schleichende Vernachlässigung durch die Mutter dazu, daß Monika sich einer Clique anschließt und allerlei Sachen ausprobiert:

„Meine Eltern hatten sich getrennt, da war ich vier, ja und dann fing das langsam an, also so nach zwei Jahren ungefähr, weil meine Mutter mußte arbeiten, wir sind vier Kinder, und dann mußte sie halt tagsüber oft arbeiten gehen, wenn wir dann aus der Schule kamen, konnten wir machen was wir wollten, haben wir dann auch gemacht. Und mit 13 fing dann schon alles am schlimmsten an. Dann bin ich in so eine Gruppe reingerutscht, dann hatten wir uns immer im Park getroffen, Drogen, Alkohol....“

In den hier vorliegenden Lebensgeschichten ist das Geschlechterverhältnis ausgewogen. Es fällt auf, daß die jungen Menschen relativ lange in Heimen leben. Alexander und Rene verbringen ihre gesamte Kindheit und Jugendzeit im Heim. Die Erzählung von Alexander wird in der Tabelle ausgespart und anschließend etwas ausführlicher dargestellt.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Mehmet 23 Jahre (m)	Mehmet ist Türke. Als seine Mutter stirbt, ist er zwei Jahre alt. Sein Vater heiratet erneut. Die Ehe geht wegen der „Trinksucht“ des Vaters in die Brüche. Im Alter von 17 Jahren wendet sich Mehmet an das Jugendamt, die Beziehung zu seinem Vater ist angespannt und gereizt, der starke Alkoholkonsum des Vaters tut seinen Teil dazu (Vater aggressiv, verprügelt die Kinder, gleichgültig seinen beiden Söhnen gegenüber). Mehmet ist in Gefahr, durch diese belastenden Umstände seinen Schulabschluß nicht zu bekommen, der Vater weigert sich, Gespräche im Jugendamt zu führen.	Mehmet lebt erst ca. ein Jahr in einer Wohngruppe, wird dann für ein knappes dreiviertel Jahr im Betreuten Jugendwohnen betreut.
	Der Vater von Ramona ist schwer krank und immer wie	Ein halbes Jahr nur ist

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Ramona 19 Jahre (w)	der in Kliniken, die Mutter ist berufstätig. Ramona beschreibt sich selbst als schwierig in dieser Zeit, weshalb es irgendwann zur Eskalation in der Familie kommt. Mit 14 Jahren hat Ramona einen älteren Freund, an den sie sich in dieser Zeit bindet. Die Mutter versucht sich dazwischenzuschieben. Ramona fühlt sich unverstanden.	Ramona in einer Wohngruppe.
Doris 19 Jahre (w)	Doris Mutter ist tablettensüchtig. Nach der Scheidung der Eltern sollen alle Kinder in einem Heim untergebracht werden, weil die Mutter sich nicht mehr um diese kümmern kann. Trotzdem kommen aber alle wieder zur Mutter. Die Alkoholprobleme der Mutter, Gewalterfahrungen und die Ablehnung der Kinder prägen die Familienerfahrungen von Doris. Nachdem die Mutter zwei Monate verschwunden ist, kommt die eine Schwester zum Vater (was eigentlich Doris auch immer schon wollte) und Doris kommt in eine Wohngruppe.	Zwei Jahre bleibt Doris in der Wohngruppe und anschließend zwei Jahre im Betreuten Jugendwohnen.
Rene 22 Jahre (m)	Rene kommt im Alter von einem halben Jahr mit vier seiner Geschwister gemeinsam in eine Kinderdorfgruppe. Die Hintergründe sind Rene auch heute noch nicht so ganz klar: sie waren sieben Kinder in der Familie, das Geld war knapp, die Mutter gibt die ersten fünf Kinder ins Heim und bekommt wieder Kinder.....	Rene lebt 17 Jahre im Kinderdorf, dann für eineinhalb Jahre im Betreuten Jugendwohnen.
Karolin 24 Jahre (w)	Beide Eltern sterben, als Karolin gerade 12 Jahre alt ist. Sie lebt daraufhin zusammen mit ihren zwei jüngeren Geschwistern bei ihrer älteren Schwester. Nach heftigen Auseinandersetzungen mit der „großen Schwester“ (sie wird als Babysitter eingespannt, zu enges Aufeinanderleben, fühlt sich ausgenutzt, hat keine Freiheit, es kommt zu Streitereien mit den anderen Geschwistern, Karolin bekommt in der Schule Schwierigkeiten etc.) will sie selbst in ein Heim und geht mit 16 Jahren zum Jugendamt.	Ein Jahr bleibt Karolin im Kinderheim und ein weiteres Jahr in einer Art Jugendwohn-gemeinschaft/Betreutem Jugendwohnen.
Monika 17 Jahre (w)	Nach der Trennung der Eltern (Monika war damals vier Jahre alt) bleibt die Mutter mit den vier Kindern allein. Sie ist berufstätig und läßt die Kinder allein zu Hause. Auf Monika hat sie immer weniger Einfluß. Monika (13 Jahre) kommt in Kontakt mit einer Straßenclique, mit Drogen und Alkohol. Durch das Jugendamt wird zunächst ein Internatsplatz vermittelt.	Nach zwei Monaten wechselt sie in eine Wohngruppe, dort lebt sie drei Jahre.

Alexander 24 Jahre

Alexander macht eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann und hofft, im Ausbildungsbetrieb übernommen zu werden. Zusammen mit seiner Mutter wohnt Alexander in einer städtischen Sozialwohnung, in einem winzigen Häuschen. Rings herum gleichen sich die Häuser wie eins dem anderen. Wir setzen uns in ein mit allerlei Kram überfülltes kleines Wohnzimmer, der Fernseher läuft. Nicht nur die äußeren Umstände weisen daraufhin, daß er und seine Mutter sich wenig leisten können, auch in seinen Erzählungen spielt Geld und das Thema wie er mit seiner Mutter über die Runden kommen soll, immer eine Rolle. Die Mutter ist Alkoholikerin. Alexander als einziger der vier Kinder fühlt sich für seine Mutter verantwortlich. Die älteste Schwester hat sich ganz von der Familie getrennt, Alexander kennt sie gar nicht, und die anderen Geschwister führen ihr eigenes Leben und wollen nicht mit den Problemen der Mutter belastet werden.

Mich erstaunt, daß Alexander nach 14 Jahren im Heim und nur sporadischem Kontakt zur Mutter doch wieder im Alter von 20 Jahren bei ihr einzieht. Vielleicht hängt das mit seiner Gutmütigkeit zusammen, die er an anderer Stelle wiederholt betont. Auf die Frage, wie er mit der Versorgung seiner Mutter fertig wird, äußert er sich ambivalent. Er scheint sich selbst immer wieder Mut machen zu müssen:

„Schwierig, aber nicht unerschaffbar. Meine Mutter ist ziemlich abhängig von mir, -- auch finanziell. Gut sie kriegt ein bißchen mehr als ich, aber sie braucht das Geld doch auch (lacht).“

„Hab eine Mutter, die mich ständig braucht (lacht). Um ihr Zeug zu holen oder was weiß ich.“

Alexander hat eine Freundin (auch sie hat lange Jahre im Heim gelebt), mit der er nach seiner Ausbildungszeit zusammenziehen möchte („Wir suchen gerade eine Wohnung, die wir uns leisten können“). Das ist eine Perspektive für Alexander. Ob er Wünsche habe:

„Einen Sechser im Lotto und ein schnelles Auto, ja, und ein bißchen nettere Menschen, mit denen man umgeht, denn manche Kunden - denen könnte man glatt einen Arschtritt geben.“

Vorgeschichte

Im Alter von sechs Jahren kommt Alexander mit seinen beiden Brüdern in ein Heim.

„Der Grund war, daß sich meine Eltern haben scheiden lassen; wir sind drei, also ich habe noch zwei Brüder. Vier sind wir insgesamt, aber die (Schwester) kenne ich jetzt nicht. Wir waren alle drei im gleichen Heim, in der gleichen Gruppe.“

Alexanders frühe Kindheit ist in der Familie geprägt von den finanziellen Schwierigkeiten der Eltern und den beengten Wohnverhältnissen. Hinzu kommen die Alkoholprobleme des Vaters, der auch immer wieder im Rausch die Kinder und seine Frau verprügelt:

„Das Problem ist halt, daß es vorher recht gewalttätig war. (...) Grundlos - Alkohol und grundlos.“

Das war auch der Grund warum sich die Eltern scheiden ließen. Die Mutter bleibt mit den drei Kindern allein. Irgendwann wurde es ihr dann zuviel. In den Worten von Alexander klingt das sehr gleichgültig, so als ob es ihn gar nicht richtig berührt und er die Lage der Mutter vor sich zu rechtfertigen versucht:

„dann hat sie alle weggeschickt. Das ist ganz klar, normalerweise, ne.“

Auf die Frage, ob es denn noch andere Gründe damals gab, warum die Kinder alle ins Heim sollten und vielleicht auch er und seine Geschwister der Mutter Schwierigkeiten gemacht hätte, kommt für Alexander die Antwort sehr entschieden:

„Daß es an mir liegt? Ne, das lag nicht an mir, überhaupt nicht. Was meine Eltern da gemacht haben, das ging mich überhaupt nichts an, das ging nur alles von meinen Eltern aus.“

(2) Gewalt, Ausbeutung, Abhängigkeit, Mißbrauch

Gewalt- und Mißbrauchserfahrungen in der Familie finden sich auch in den eben geschilderten Vorerfahrungen. In den folgenden 8 Fällen nehmen sie aber eine so entscheidende Stellung ein, daß für die jungen Menschen viele Verletzungen und langandauernde Belastungen die Folge sind. Bei keinem der jungen Menschen - hier sind es in sieben von 8 Fällen junge Frauen - wird das Trauma des

Mißbrauchs und der Gewalterfahrung endgültig gelöst. In 6 Fällen erzählen die jungen Frauen von sexuellem Mißbrauch, von der Angst und der Ambivalenz, die für sie damit verbunden ist. Ganz entscheidend trägt die Abhängigkeit der jungen Frauen von ihrer Familie zur Komplikation in diesen Fällen bei. Eng sind die Familienbindungen ineinander verwoben. Vielfach übernehmen die jungen Frauen die Position einer Ersatzpartnerin bzw. sie fühlen sich verantwortlich für einen Elternteil (z.B. Christina), der oder die durch Krankheit belastet oder selbst vom Ehepartner ausgebeutet und gedemütigt wird. Bei Christina, Herrn Perez und Anne tauchen in ihren Erzählungen Bilder auf, wie sie sich in ihrer Kindheit eingesperrt fühlten und auch physisch eingesperrt waren. Die Gewalterfahrungen in allen Formen zeigen destruktive Auswirkungen auf die Suche der jungen Menschen nach einem eigenen Lebensweg und nach Anerkennung. Es erstaunt, wie viel Energie die jungen Menschen aufbringen, um sich aus dem Gefühl der Leere befreien zu können. Die Gewalterfahrung und Unterdrückung hat in den meisten Fällen auch in auffälliges Verhalten der Kinder zur Folge. Weglaufen, Drogen- und Alkoholkonsum und Schulschwänzen werden als „Symptome“ von den jungen Frauen selbst beschrieben. Bei Sarah z.B. beginnt der Vater nach der Geburt eines Kindes der Stiefmutter, Sarah immer stärker in die „Enge“ zu treiben. Schließlich verläßt sie das Haus:

„Und dann hat eigentlich angefangen, daß mein Vater mich ständig geschlagen hat. Er hat den Teppichbatscher auf meinem Rücken ausgelassen.... Und - ja, dann hat er mich vergewaltigt, ich bin dann zu meiner Tante gegangen.“

Der einzige junge Mann in dieser Gruppe war als Kind lange Zeit in der Familie eingesperrt und der gewalttätigen Ablehnung des Stiefvaters ausgesetzt. Der Umstand, daß sich in dieser Gruppe überwiegend Gewalterfahrungen von jungen Frauen wiederfinden, darf nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß auch die jungen Männer in den Familien der Gewalt ausgesetzt waren (z.B. Norbert - Muster 3). Von den jungen Frauen wird die Mißbrauchs- und Gewalterfahrung aber als so umfassend erlebt und als Bedrohung der eigenen Person empfunden, daß verständlicherweise ihre Aussagen auch stärker um diese Thematik kreisen. Gewalt- und Mißbrauchserlebnisse führen in den meisten Fällen zu tiefen seelischen Verletzungen (Ich werde als Mensch zum Objekt reduziert), Anerkennungsverlust und Selbstzweifel der jungen Menschen. Analog zu den Ergebnissen der Aktenanalyse sind auch in diesen Fällen die Täter in der Regel die Väter, Stiefväter bzw. in einem Fall der Bruder und in einem anderen Fall der Großvater. In 3 Fällen (Herr Perez, Anne und Sarah) leben die jungen Menschen vor Beginn der Hilfe in einer Stieffamilie.

Die Erzählung von Christina wird in der Tabelle ausgespart und anschließend etwas ausführlicher dargestellt.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Susanne 19 Jahre (w)	Susannes Eltern lassen sich scheiden, als sie gerade sechs 6 Jahre alt ist. Der Vater ist Alkoholiker, die Mutter hat nach der Trennung kaum noch Zeit für die Kinder. Susanne erzählt vom sexuellen Mißbrauch durch den Bruder, der lange verborgen blieb und den sie niemandem erzählen konnte. Als Susanne in der Schule Schwierigkeiten bekommt und psychische Verhaltensauffälligkeiten zeigt, wird zunächst eine Tagesmutter eingestellt, die von den Mißbrauchserfahrungen des Mädchens aber nichts mitbe	Susanne lebt in einer Mädchenwohngruppe. Nach einem Suizidversuch wird sie stationär in der Psychiatrie betreut, kehrt aber nach einem Monat in die Wohngruppe

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
	kommt. Erst als Susanne mehrmals von Zu Hause abhaut und im Jugendschutz unterkommt und einem Betreuer auf einer Jugendfreizeit von dem Mißbrauch durch den Bruder erzählt, wird dies zum Thema. Der Bruder erhält ein richterliches Hausverbot, Susanne sieht sich im Prozeß aber weder vom Jugendamt, noch von ihrer Mutter verstanden und unterstützt. Nach einem Besuch des Bruders in der Familie, hält dies Susanne (jetzt 15 Jahre) nicht mehr länger aus, sie will weg von zu Hause.	zurück. Nach zwei Jahren zieht sie mit einem anderen Mädchen ins Betreute Jugendwohnen derselben Einrichtung.
Judith 22 Jahre (w)	Judith kommt aus einer jugoslawischen Familie, rigide Regeln bestimmen den Umgang miteinander in der Familie. Judith wird oft vom Vater verprügelt („fertig gemacht“). Mit zunehmendem Alter wächst ihr Unverständnis vor allem dem Vater gegenüber, gleichzeitig fürchtet sie sich, daß die Gewalt und der Alkoholkonsum des Vaters so weit führt, daß dieser sie mißbraucht. Judith lehnt sich auf und wird von ihren Freundinnen darin bestärkt („du wirst daheim kaputtgemacht“), bis sie mit 16 Jahre von Zu Hause abhaut.	Erst kommt Judith für zwei Monate in ein Notaufnahmehaus, um dann zwei Jahre in einem Heim zu leben.
Herr Perez 24 Jahre (m)	Eingesperrt und ausgenutzt lebt Herr Perez als Kind die erste Zeit in Deutschland in der Familie. Er ist eigentlich illegal in Deutschland und war bereits in Portugal einige Zeit in einer Pflegefamilie. Vom Stiefvater erhält er keinerlei Anerkennung, wird wegen Lapalien von ihm geschlagen, darf keinen Kontakt zu anderen Jugendlichen haben, geht nicht zur Schule und muß sich um seine jüngere Schwester kümmern. Die Familie wird für ihn zum „Gefängnis“. Nach einer heftigen Auseinandersetzung haut er ab.	Ein Jahr bleibt Herr Perez in der Pflegefamilie, zwei Jahre in einem Lehrlingsheim, und zwei weitere Jahre im Betreuten Jugendwohnen.
Anne 24 Jahre (w)	Anne wächst in Italien bei den Großeltern auf, weil die Mutter nicht für sie sorgen konnte, ihren leiblichen Vater kennt sie nicht. Andeutungsweise erzählt sie, daß sie vom Großvater sexuell belästigt wurde, dies ist auch der Grund, warum sie die Mutter mit 12 Jahren nach Deutschland holt. Die Mutter hat inzwischen geheiratet und hat drei weitere Kinder. In der Stieffamilie ist Anne das „Schwarze Schaf“. Sie fühlt sich ausgenutzt und eingesperrt wie in einem „Käfig“. Anne übernimmt nahezu alle Verantwortung für die Mutter und ihre Geschwister. Der Stiefvater ist gewalttätig und verprügelt die Mutter, hetzt gleichzeitig die Mutter gegen Anne auf. Diese Gewalterfahrungen, Schläge von der Mutter, die Angst der Mutter vor ihrem Mann, Alkoholprobleme der Mutter, weil sie es mit dem Mann nicht mehr aushält und Annes Angst vor dem Stiefvater durchziehen die gesamte Vorgeschichte.	Zwei Jahre lebt Anne in einem Heim, vier weitere Jahre in einer Wohngruppe.
Berta 21 Jahre (w)	Die junge Frau flüchtet aus dem strengen Elternhaus. Sie, ihre Mutter und ihre Geschwister leiden unter dem alkoholabhängigen Vater. Berta wird geschlagen und es finden sexuelle Übergriffe statt. Eine Betreuerin aus der Jugendarbeit hilft ihr bei einer Vermittlung in die Jugendschutzstelle.	Berta taucht anschließend unter, ist dann wieder im Jugendschutz, und dann kurze Zeit in einem Wohnheim.
Sarah 22 Jahre (w)	Sarah wird nach der Geburt eines Stiefbruders vom Vater verprügelt, vergewaltigt („Und als er mir dann das blaue Auge geschlagen hat und mich auf den Fliesenboden runterknallen ließ, da habe ich ihm gesagt, daß ich irgendwann gehe“). Mit 14 Jahren haut sie daheim ab, erst zu einer Tante und kommt dann in ein Mädchenheim. Der	Sarah lebt eineinhalb Jahre in einem Mädchenheim, dann ein weiteres drei Viertel Jahr in einem Wohnheim.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
	Wechsel ins Heim ging an ihr vorbei („Das machen die Erwachsenen hinter deinem Rücken aus und du wirst dann eben irgendwo reingesteckt“).	
Maria 23 Jahre (w)	Die Mutter von Maria ist alkohol- und tablettenabhängig. Das Zusammenleben wird schwer durch die „psychotischen Zustände“ der Mutter belastet, bis hin dazu, daß sie die Tochter mit dem Hammer verfolgt und bedroht. Maria flüchtet erst zu einer Freundin und kommt dann in eine Mädchenwohngruppe.	Eineinhalb Jahre bleibt sie in der Wohngruppe und noch ein halbes Jahr im Betreuten Jugendwohnen.

Christina 20 Jahre

Christina vermittelt im Gespräch das Bild einer traurigen, aber auch starken jungen Frau, die sich ihren Weg sucht. Wir trinken während der ganzen Zeit des Interviews selbst gezogenen und getrockneten Pfefferminztee und sitzen in einer ungemütlichen Wohnküche. Mit ihrem Freund lebt die 20-Jährige in einer in ihren eigenen Worten „ziemlich abgefahrenen WG“. Nirgendwo hat sie es bisher länger ausgehalten und Christina ist auch gerade wieder dabei, ein Stück weiter aus dieser Stadt wegzuziehen. Ihr Wunsch ist, mit der Stadt und ihrer damit verbundenen Geschichte

„einfach abzuschließen. Das ist das Größere was ich vorhab. Ich komm hier einfach nicht mehr zurecht, ich geh auch nicht weg oder so, ich hab auch immer noch genau so wenig Freunde wie früher. wenn ich durch die Stadt lauf, dann sehe ich da Stellen, wo ich früher gesessen bin und so, und das will ich einfach nicht mehr. Das mag vielleicht auch ein Weglaufen sein, aber ich weiß nicht, vielleicht geht es mir da dann besser, wenn ich aus der Stadt weg bin; vielleicht kann ich dann auch noch mal irgendwann drüber reden und so, aber jetzt....“.

Wie ein „roter Faden“ zieht sich dieses Bild durch ihre Erzählungen und ihr heutiges Leben: sie will weg, Kontakte zu Freunden bricht sie ab, an die Plätze, an denen sie früher sich aufgehalten hat, will sie nicht mehr zurück, sie will etwas Neues anfangen.

„Es ist eigentlich komisch, ich bin schon so oft umgezogen - überall hin ich hab' es nie lange irgendwo ausgehalten, und am Ende hatte ich dann immer so viel Scheiße am Hals, daß ich dann da wieder ausziehen mußte, weil das gar nicht mehr anders ging, weil ich überhaupt keinen Ausweg mehr gefunden habe.“

Gemeinsam mit ihrem Freund sucht sie sich eine andere Wohnung. Eine Woche nach diesem Interview beginnt sie eine Ausbildung als Altenpflegerin. Im Frühjahr des Jahres hat sie ihr Abitur gemacht, worauf sie ein bißchen stolz ist („Ich hab Abitur, und das zeigt mir einfach, daß ich das schon kann“), zumal ihr in der Schule immer wieder gesagt wurde, daß sie es nie zu etwas bringen werde. Seit ihrem Schulabschluß jobt sie als Aushilfe in einem Altenheim. Dort arbeitet sie in der Intensivpflege und macht Sitzwachen bei den sterbenden alten Menschen („Also damit komme ich auch gut zurecht mit dem Tod und allem, was dazugehört“). Im Rückblick auf ihre Erfahrungen in der Familie will sie nicht so richtig erzählen bzw. zeigt sie sehr viel Härte sich selbst, wie auch eine sehr pragmatische Einstellung ihren Eltern gegenüber.

„Die Zeit ist für mich vergessen, also nicht vergessen, sondern halt abgeschlossen, und jeder soll sein Leben so weiterleben, wie es gerade ist, und wenn ich jetzt mit meiner Mutter anfang, drüber zu reden, dann wird alles wieder hochkommen, nicht nur bei mir, sondern auch bei ihr, und ich denke, das wird ihr jetzi

ges Leben, das sie sich jetzt aufgebaut hat, wieder ein Stück kaputt machen, und das will ich eigentlich nicht, ja. Ich kann das auch nicht, glaube ich - das weiß ich, daß ich das nicht kann.“

Die beiden Stationen der Jugendhilfe, auf die sich das Gespräch beziehen, liegen jetzt schon fünf Jahre zurück. Christina war zunächst für ca. zwei Monate in einer Jugendschutzstelle und dann gut eineinhalb Jahre in einem Kinderhaus. Anschließend kehrt sie zwar wieder in die Familie zurück, hält es dort aber nie lange aus und lebt entweder bei Freunden oder für kurze Zeit auch bei einer Familie, die eine Fahrschule betreibt. Am Ende des Interviews kommen wir ins Gespräch darüber, ob sie, wenn sie Hilfe braucht, irgendeine Ansprechperson hat bzw., dann auch konkreter, ob sie nicht durch einen erneuten Kontakt mit der ehemaligen Kinder- und Jugendtherapeutin eine weitergehende Therapie in Angriff nehmen kann und will. Die Chancen dafür schätzt sie (wegen der Finanzierung) gering ein, obwohl sie „gern wieder zur Therapie gehen würde“.

Vorgeschichte

Die Hintergründe für ihre Heimaufnahme schildert Christina zunächst in sehr knapper Form, bricht dann die Erzählung darüber ab und erst gegen Ende unseres Gesprächs finden sich in ihren Beschreibungen von ihrem Verhältnis zu ihrem Vater, der Mutter und dem älteren Bruder einige Bemerkungen dazu wieder. Sie traut sich nicht, an ihre Vergangenheit zu rühren, was sie auch sehr deutlich damit erklärt, diese Zeit vergessen bzw. abschließen zu wollen. Auffällig in Christinas Erzählung ist die Feststellung von ihr, daß sie sich an ihre Kindheit nicht mehr erinnern könne. Auch an einer anderen Stelle erzählt sie, daß sie zu kleinen Kindern und damit indirekt auch zu ihrer Kindheit keinen Bezug habe. Ihre berufliche Perspektive in der Altenpflege hat sie dementsprechend gewählt. Dies mag nicht verwundern vor dem Hintergrund von fast sechs Jahren des Eingesperrtseins, der Ausbeutung und des Mißbrauchs in ihrer Kindheit. Im Interview ist an dieser Stelle ein Bruch und Christina schwenkt schlagartig nach einer Pause wieder zum Jugendschutz zurück! Ihr fällt es sichtlich schwer, sich mit dieser Zeit auseinanderzusetzen und davon zu erzählen. Vor der Heimaufnahme bzw. der Krisenaufnahme in der Jugendschutzstelle lebt die Familie wie unter einer Art „Käseglocke“ zusammen („Ich durfte daheim überhaupt nichts, ich war mit 13 zum ersten Mal in der Stadt“).

Das Verhältnis von Christina zu ihren Eltern ist stark belastet und angespannt, ihren älteren Bruder schildert sie als den „Liebling“ der Eltern. Christina selbst ist in ihren Worten der „Unfall“:

„Das haben mir meine Eltern auch gesagt, und ich mußte halt daheim alles machen, ich hatte keine Zeit, Schulaufgaben zu machen und so Sachen, ich hab halt den ganzen Haushalt geschmissen“.

Über Jahre hinweg ist Christina regelrecht eingesperrt in der Familie, hat weder Freunde, noch Altersgenossinnen mit denen sie sich austauschen kann. Die einzigen Kontakte für sie bestehen über die Schule. Später erwähnt Christina eine Gehbehinderung der Mutter, die sie stark von ihrem Ehemann abhängig macht und die in den Augen von Christina mit ein Grund dafür ist, daß ihre Mutter all die Jahre und auch heute noch ihr keinen Glauben schenkt und beständig sich ihrem Ehemann unterordnet. Durch all die Jahre wird Christina von ihrem Vater sexuell mißbraucht.

„... und em - bei meinen Eltern lief es auch nicht so toll, und deswegen hat sich mein Vater halt noch eine kleine Nebenbeschäftigung gesucht“.

Mit 13 Jahren hat Christina ihren ersten Freund, und als

„es dann mehr werden sollte, bin ich ein bißchen erschrocken, dann hab ich dem das erzählt“.

Mit Unterstützung durch den Freund und ein zweites Mal nach wiederholten Gewaltanwendungen durch den Vater und einem Nervenzusammenbruch in der Schule wendet sich Christina auf Vermittlung des Rektors an eine Mädchenschutzorganisation. Es ist klar, daß Christina an diesem Tag nicht mehr nach Hause kann, weil Gefahr besteht, daß der Vater erneut gewalttätig wird. So kommt Christina - für sie unvermittelt und gleichzeitig aber auch alternativlos - in eine Jugendschutzstelle.

(3) Ablehnung, Zurückweisung, Enttäuschung

Die andere Seite der Gewalt bildet die Ablehnung und Verdrängung der Kinder aus der Familie. Norbert z.B. vereint beide Muster in sich. Die Trennung der Eltern und neu zusammengesetzte Familien sind Ursache hierfür, aber auch die Gleichgültigkeit und Ignoranz der Eltern oder eines Elternteils dem Kind gegenüber. Die Kinder fühlen sich zurückgewiesen, eingeengt und abgelehnt. Auf ihrer Suche nach Verständigung finden sie keine Erwiderung. In der Konsequenz brechen sie aus dem System aus, reagieren ihrerseits mit Gleichgültigkeit und Zurückweisung. Claudio zum Beispiel, der sich immer weiter von der Mutter und dem Stiefvater entfremdet fühlt, wird zum „Schwarzen Schaf“ der Familie:

„Ja ich habe mich mit meinem Stiefvater nie gut richtig verstanden, es gab halt immer trouble und irgendwann war es mir halt zuviel. Ich war halt oft allein und dadurch habe ich schon gelernt etwas selbständiger zu sein, und das haben meine Eltern nicht verstanden.“

Evas Enttäuschungen sind noch etwas komplizierter. Ihr Gefühl der Benachteiligung ihren Brüdern gegenüber rührt auch daher, daß sie ein Stück ihrer Vergangenheit nicht kennt. Sie sucht die Sicherheit, daß sie als Adoptivkind in der „neuen“ Familie auch wirklich einen Platz hat:

„Ich weiß nur, daß mein leiblicher Vater LKW-Fahrer ist, und der hatte einen Unfall, und die hatten damals sehr große Schulden und konnten sich wohl ein zweites Kind einfach nicht leisten. I: Und deine jetzigen Eltern wollten noch ein Kind? Die hatten ja keines, es hat nicht geklappt, und dann haben sie eins adoptiert, und wie ich dann eine Woche hier war, war meine Mutter im dritten Monat schwanger (...) Da war ich besonders auf den ganz arg eifersüchtig und habe immer gesagt: Ihr mögt mich doch gar nicht, Ihr mögt die viel mehr, und das sind ja auch Eure eigenen, und dann bin ich irgendwann in Therapie gekommen. Es gab Kämpfe zwischen meiner Mutter und mir, bis dahin, daß ich meiner Mutter mit dem Messer an den Hals bin und dann hat sie ja das Heim vorgeschlagen.“

Für Eva war der Vorschlag, in ein Heim zu gehen, nur noch eine Bestätigung ihrer Verletzung:

„jetzt ist ja klar, jetzt mögen sie mich nicht, jetzt schieben sie mich ab, ich hab ja recht.“

Bei 5 von 7 jungen Menschen in dieser Gruppe spitzt sich der Prozeß der Mißachtung im Laufe der Jahre zu. Meist brechen mit der Pubertät die Spannungen auf und es kommt zur Entscheidung der jungen Menschen, weg zu gehen. Die Erzählung von Carla wird in der Tabelle ausgespart und anschließend etwas ausführlicher dargestellt.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Norbert 23 Jahre (m)	Norbert wird als Kind vom Vater geschlagen. Er treibt sich mit einer Clique herum und tut, was ihm Spaß macht. Der Vater übt sehr viel Druck aus - die panische Angst vor dem Vater und den tagtäglichen Prügelein und Mißhandlungen werden für Norbert unerträglich, nachdem er erfährt, daß der Vater gar nicht sein leiblicher Vater ist. Mit seinen Eltern will er von da an nichts mehr zu tun haben. Norbert gerät „auf die schiefe Bahn“ und wird immer stärker drogenabhängig.	Erst kommt er im Jugendschutz unter, dann lebt er bei Freunden und auf der Straße, später für kurze Zeit in einer Art Männerwohnheim, dann im Knast.
Katrin 22 Jahre (w)	Katrin ist sehr eingeengt im Elternhaus, lehnt sich dagegen auf, prügelt sich mit ihrem Vater und will weg von Zu Hause („Ich hab dann überhaupt nichts mehr gemacht, was meine Eltern gesagt haben“). Über einen Psychologen werden die Eltern ans Jugendamt verwiesen. Als die Situation im Elternhaus sich zuspitzt, wird ihr ein Platz im städtischen Kinderheim angeboten („das kennt jeder“).	Katrin lebt zwei Jahre im Kinderheim.
Claudio 23 Jahre (m)	Claudio wird als Kind viel alleingelassen. Die Eltern arbeiten Tag und Nacht, die Familie lebt auf engstem Raum zusammen, ist verschuldet und gleichgültig dem Sohn gegenüber. Er geht daraufhin seinen eigenen Weg und kümmert sich nicht um das, was die Eltern sagen. Als es dann zu Auseinandersetzungen mit dem Stiefvater kommt, zieht Claudio mit 15 Jahren das erste mal aus und geht in die Jugendschutzstelle, nach einer Woche kehrt er wieder nach Hause zurück. Die Stimmung in der Familie bleibt aber unverändert. Claudio fühlt sich als schwarzes Schaf der Familie, wehrt sich dagegen, sucht nach mehr Freiheit, die Eltern kümmern sich mehr um ihre Arbeit und um Geld als um Claudio. Er lernt dabei auf eigenen Beinen zu stehen und distanziert sich mehr und mehr von ihnen („Jeder hat geschaut wo er bleibt“).	Eine Odyssee durch halb Deutschland und viele Jugendschutzstellen, Knast und Leben auf der Straße schließt sich an.
Eva 18 Jahre (w)	Eva wird kurz nach der Geburt von ihren leiblichen Eltern zur Adoption freigegeben. Die „neuen“ Eltern waren bislang kinderlos geblieben, kurz nach der Adoption wird ein leiblicher Bruder geboren. Mit zunehmendem Alter beginnen zwischen den Geschwistern sich Rivalitäten wie auch Abhängigkeiten zu entwickeln. Eva fühlt sich in der Familie deplaziert. Eine Therapeutin sieht keine Besserung. Im Alter von 13 Jahren eskalierten die Auseinandersetzungen immer mehr, bis Eva mit dem Messer auf die Mutter losgeht. Nachdem eine Heimunterbringung in Erwägung gezogen wird, ist Eva in ihrem Gefühl der Ablehnung bestärkt und fühlt sich ins Heim abgeschoben.	Zwei Jahre lebt Eva in einem therapeutischen Heim.
Herr Hauser 19 Jahre (m)	Als Kind hatte Herr Hauser viele Schwierigkeiten in der Schule und mit seinen Eltern: er schwänzt die Schule, verweigert sich im Unterricht, begeht kleine Diebstähle. Über die Schule wird das Jugendamt eingeschaltet. Seine Mutter ist nach der Scheidung hilflos überfordert und kommt mit ihm nicht zurecht. Eine Tagesgruppenbetreuung bringt Entlastung. Die Mutter heiratet erneut und eine Schwester wird geboren. Im Alter von 13 Jahren beginnen die Schwierigkeiten erneut. Ohne viele Kommentare kommt er daraufhin ins Heim. Die Heimunterbringung ist für ihn wie eine „Faust ins Gesicht“ und unvermittelt.	Er ist zwei Jahre im Heim.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Andreas 24 Jahre (m)	Die Eltern sind geschieden. Im Alter von sieben Jahren kommt es zwischen Andreas und seiner Mutter zu heftigen Auseinandersetzungen. Auslöser aus seiner Sicht: Er fühlt sich verantwortlich für seine jüngere Schwester und „rastet“ aus, wenn er sieht, wie diese von der Mutter ungerecht behandelt wird. Seine Mutter wendet sich daraufhin ans Jugendamt. Andreas fühlt sich abgeschoben und ins Heim gesteckt. Nach seiner Sicht der Dinge hat niemand gefragt.	Andreas bleibt 10 Jahre im Heim und anschließend für weitere zwei Jahr im Betreuten Jugendwohnen.

Carla 23 Jahre

Carla ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt. Sie ist alleinerziehende Mutter und lebt mit ihren beiden Kindern in einer schönen geräumigen Neubauwohnung in einem gerade neu entstehenden Stadtteil einer Großstadt. Thommy, der jüngere der beiden Söhne ist zwei Jahre alt. Während des Interviews hält er sich in der Wohnung auf, verweilt sich in seinem Zimmer oder setzt sich mit Fragen zu uns auf das Sofa und trinkt voller Begeisterung aus meinem Wasserglas. Der ältere Bruder geht in den Kindergarten, der sich nur ein paar Häuser weiter im Stadtteil befindet. Die Kinder sind beide von einem je anderen Vater. Die Beziehungen zwischen Carla und diesen Vätern bzw. ihren damaligen Lebensgefährten haben nie länger angehalten, was Carla heute vor allem in bezug auf den Vater ihres ersten Sohnes bedauert. Eine Berufsausbildung als Friseurin hat Carla mit der Schwangerschaft des ersten Kindes abgebrochen, gleichzeitig war dies auch das Ende ihrer Zeit in einer Mädchenwohngruppe, in der sie gut zwei Jahre gelebt hat. Die Möglichkeit, anschließend in einem Mütter-Kind-Heim zu wohnen ist nur ein kurzes Intermezzo, bis sie eine eigene Wohnung findet. Seither lebt sie und ihre beiden Kinder von Sozialhilfe. Gelegentlich geht Carla einem Aushilfssjob als Verkäuferin in einem Einrichtungshaus nach, um sich und ihren Kindern wenigstens ein paar kleine Wünsche erfüllen zu können. Auf die Frage, ob sie mit ihrem Leben so zufrieden sei, antwortet sie:

„Ach ja, eigentlich sollte man schon zufrieden sein, weil, ich meine, es gibt immer irgendwie was rumzunörgeln.“ „Ich hab’ jetzt einen Job, das wollte ich schon die ganze Zeit, und bin jetzt wenigstens ein bißchen weg von zu Hause, weil ich das nicht mehr ausgehalten hab, wirklich den ganzen Tag nur Hausfrau, Mutter und Wohnung putzen und so, aber, ja gut, eigentlich bin ich schon zufrieden mit meinem Leben, aber ich habe ein Ziel und das strebe ich an...“

Ihr erklärtes Ziel ist es, von diesem „Sozialstandard“, wie sie selbst sagt, irgendwann einmal wegzukommen und einer Arbeit nachzugehen, die ihr Spaß macht (Singen!) und die es vor allem ihr und ihren Kindern ermöglicht, ein Leben zu führen, das nicht immer von Beschränkung und Sparen geprägt ist. Und dann vielleicht noch den richtigen Mann zu finden:

„Ja, einen Mann zu haben, glücklich zu sein mit den Kindern, vielleicht noch ein drittes Kind zu kriegen, wer weiß (lacht).“

Die Sehnsucht, zu ihrem Vater in die USA zu gehen und ihn wiederzusehen und vielleicht dort ein neues Leben anzufangen, ist ein Traum von ihr, den sie irgendwann einmal verwirklichen möchte. So geht es Carla heute.

Vorgeschichte

Die Eltern trennen sich, als Carla gerade 11 Jahre alt ist. Danach versucht die Mutter, mit Carla und deren jüngerem Bruder ihr Leben neu zu arrangieren. Ihren leiblichen Vater hat Carla seit der Trennung der Eltern nicht wiedergesehen, er lebt in den USA. Die Atmosphäre zwischen der Mutter und den Kindern ist nach der Trennung der Eltern geprägt von Vertrauen und dem Gefühl, einander zu brauchen. Für Carla ist es mehr als eine Mutter-Tochter-Beziehung, sie sieht in der Mutter eine Art Schwester, mit der sie über alles reden kann. Eine Beziehung, die ihr damals sehr viel bedeutet. Die Enttäuschung ist daher verständlicherweise groß, als diese „Schwesterbeziehung“ durch die Mutter verleugnet wird. Im Nachhinein umschreibt Carla diese Beziehung daher auch so, daß sie als „Partnerersatz“ für die Mutter fungierte. Die Freundschaft der Mutter mit einem neuen Mann bringt diese für Carla vertrauensvolle Beziehung zum Bruch. Carla fühlt sich abgeschoben und unverstanden:

„Ja, weil, das war halt einfach, daß ich für sie überhaupt nicht mehr da war, davor brauchte sie mich, also sie hat mir auch immer das Gefühl gegeben, daß sie mich braucht, und plötzlich war dann eben ein neuer Mensch in ihrem Leben, und dann war ich abgeschrieben, (...) - ja, man hat einfach gemerkt, Carla ist jetzt abgeschrieben, ich brauch sie nicht mehr, sie hat mir ihre Hilfe gegeben und jetzt ist jemand Neues da, und jetzt widme ich mich nur diesem neuen Menschen, und das hab ich halt einfach nicht verkraftet und hab das auch nicht verstanden, wie sie so mit mir umgehen kann.“

Bei Carla bleibt das Gefühl haften, ausgedient zu haben und mit sich und ihrem jüngeren Bruder im Stich gelassen zu werden. Die Androhungen der Mutter, sie „dort hinzustecken, wo sie hin gehört - zum Vater oder in ein Heim“ - machen ihre Verletzung nur noch größer. Ihr bleibt nur der Weg in die „Rebellion“ - sie wird zu Hause aufmüpfig und hinterfragt das Verhalten der Mutter, die darauf nur mit erneuter Zurückweisung reagiert. Mehrmals haut sie von zu Hause ab, treibt sich auf der Straße oder bei Freunden herum. Als letzten Versuch, die Mutter auf ihre Situation aufmerksam zu machen, versucht Carla einen „Hilferschrei“ in einem Selbstmordversuch.

„Bloß hab ich einfach keinen anderen Ausweg mehr gefunden, (...), es war eigentlich nicht, daß ich mich umbringen wollte, sondern es war einfach so ein Hilferschrei, schau mal, so schlecht geht's mir schon, daß ich mir also schon die Pulsadern aufschneide, und... (...), dieses Rebellieren war eigentlich nur da, damit sie sieht, ich bin noch da, hallo, also mich gibt's noch, und darauf hat sie ja nicht reagiert, sondern nur dann negativ drauf reagiert, und - deswegen hab ich dann gedacht, ja gut, meine letzte Rettung ist dann eigentlich irgendwie - entweder Pillen schlucken, oder - irgendwas anderes zu machen, dann hab ich halt gedacht, o.k., dann schneid ich mir halt die Pulsadern auf...“

Die Reaktion der Mutter ist für Carla nur eine Bestätigung, daß für sie diese Beziehung kaputt ist:

„Sie hat aber dann genauso eigentlich schlecht reagiert, also sie hat dann zu mir damals gesagt, das machen nur reiche verwöhnte Kinder, und ich war, wir waren nie reich, und ich war auch nicht verwöhnt, und das hat mir dann nochmal einen Schlag versetzt, und das hat mir dann eigentlich endgültig gesagt, o.k., so kann's nicht weitergehen, das hat einfach keinen Wert mehr mit dieser Frau, (...) .“

Carla haut fortan mehrmals von Zu Hause ab, treibt sich bei den „Amerikanern“ in der Kaserne herum. In ihren Schilderungen ist es zwar eine „aufregende Zeit“ gewesen, gleichzeitig kommt sie sich „heimatlos“ vor. Für Carla ist dies der Zeitpunkt, sich von woanders her Hilfe zu suchen. Sie ist in dieser Sache sehr

selbstständig und kümmert sich persönlich um eine Möglichkeit, in einer Mädchenwohngruppe aufgenommen zu werden („Und dann hab ich mir halt meine Hilfe von woanders her gesucht“). Die Drohungen der Mutter mit einer Heimunterbringung nimmt sie nicht für voll, sie weiß ganz genau, was sie will, und über die Erzählungen eines anderen Mädchens in der Schule weiß sie, was sie in der Mädchenwohngruppe erwartet. Gleichzeitig ist dieser Schritt auch eine Art Schlag ins Gesicht der Mutter. Carla nimmt die Prophezeiung der Mutter selbst in die Hand und geht „da hin, wo sie hin gehört“ - in ein Heim. Die Beziehung zur Mutter bleibt ihr aber weiterhin wichtig und sie hofft, daß dies für sie beide ein richtiger Schritt ist.

(4) Krankheit, Behinderung, seelische Störung des Kindes

Bei den meisten der jungen Menschen gab es in der Kindheit irgendwelche Verhaltensauffälligkeiten, die sich auch in den Akten wiederfanden. Sie bleiben aber in der Mehrzahl der Fälle Ausdruck und Folge der schwierigen Verhältnisse und der Belastungen denen die Kinder ausgesetzt waren. In diesem Muster aber sind speziell solche Beeinträchtigungen des Kindes berücksichtigt, die der besonderen Förderung bedürfen. Körperliche Behinderungen, seelische Störungen und frühkindliche Entwicklungsrückstände sind hier gemeint. In den Erzählungen der jungen Menschen bleibt dieses Muster manchmal konturlos, beim näheren Hinschauen und hier in 2 Fällen auch durch die Zusatzinformationen eines Elternteils, die beim Gespräch mit anwesend waren, wird erst allmählich deutlich, wie sehr hier auch physische Behinderungen und psychische Entwicklungsverzögerungen sich wiederfinden. Interessanterweise zeigt sich dieses Muster in seiner Deutlichkeit lediglich bei den Jungen. Vor allem durch Schwierigkeiten in der Schule (Konzentrationschwäche, Leistungsprobleme, aggressives Verhalten etc.) werden die Kinder auffällig und eine weitergehende Hilfe wird überlegt. Inwieweit in diesen 5 Fällen neben der Behinderung des Kindes auch andere familiäre Belastungen ihre Auswirkungen haben und eine Heimunterbringung notwendig machen, läßt sich schwer sagen. In ihren Selbstaussagen formulieren die 5 die Gründe für die Heimunterbringung - in 2 Fällen wird von einer Internatsunterbringung - alle als Folge einer individuellen Störung. Es zeigt sich aber bei einer genaueren Betrachtung, daß die Eltern in der Regel überfordert und nicht allein in der Lage waren, dem Kind ausreichend Förderung und Anregung zu bieten. In 4 Fällen leben die Kinder bei einem alleinerziehenden Elternteil. Es kommt immer wieder zu Komplikationen, wie diese Elternteile einer Berufstätigkeit nachgehen und gleichzeitig den individuellen Bedürfnissen der Kinder begegnen können. Die Kinder stellen an ihre Eltern erhöhte Anforderungen.

Die Erzählung von Herrn Lopez wird in der Tabelle ausgespart und anschließend etwas ausführlicher dargestellt.

Name und Alter zum Zeitpunkt des Interviews	Vorgeschichte und Gründe für die Heimaufnahme nach Auskunft der jungen Menschen	Dauer und Rahmen der Hilfe
Wolfgang 21 Jahre (m)	Wolgangs Eltern sind geschieden, die Mutter ist mit den beiden Kindern überfordert. Bei Wolfgang zeigen sich Entwicklungsrückstände, er hat schulische Schwierigkeiten und soll auf eine Schule für Lernbehinderte wechseln. Immer wieder kommt es zu handfesten Rangeleien mit dem Bruder. Als Wolfgang 13 Jahre alt ist, wird für ihn ein Internatsplatz gesucht.	Wolfgang ist für drei Jahre im Internat.
Christian 23 Jahre (m)	Christian hat von Kindheit an eine spastische Behinderung. Durch eine intensive Förderung konnte körperlich vieles ausgeglichen werden. Für die Mutter war die Zeit aber eine große Belastung, hinzu kam die Trennung der Eltern. Aus gesundheitlichen Gründen und um ihm schulisch besser Unterstützung geben zu können, soll Christian (14 Jahre) in einem Heim betreut werden.	Für eineinhalb Jahre bleibt er im Heim, dann beginnt seine Reise mit vielen Unterbrechungen bei der Mutter, Betreutes Wohnen, Notaufnahmen, Haft etc.
Robert 13 Jahre (m)	Robert ist ein Adoptivkind. Nach der Trennung der Adoptiveltern bleibt er beim Vater, der - seinen eigenen Worten nach - eine wichtige Bezugsperson für Robert ist. Im Hort werden von den neuen MitarbeiterInnen in immer stärkeren Maße Entwicklungsrückstände bei Robert registriert. Da der Vater berufstätig ist und eine Tagesbetreuung nicht ausreichend erscheint, wird versucht, mit Schulbeginn eine Internatsunterbringung des Jungen zu arrangieren.	Robert lebt für zwei Jahre in einem Internat.
Peter 25 Jahre (m)	Seit früher Kindheit ist Peter durch eine starke Körperbehinderung gehandicapt. Er fühlt sich dadurch von den anderen Kindern zurückgestoßen und als Außenseiter im Dorf. Peter hat noch fünf ältere Geschwister, unter den Geschwistern gilt er als „Nachzügler“, er sondert sich ab und wächst mehr unter Erwachsenen als mit anderen Kindern auf. In der Schule fällt er wegen seinen Wutausbrüchen und Aggressionen auf. Es wird überlegt, ihn in eine Körperbehindertenschule umzuschulen.	Er wird drei Jahre in einem Heim mit interner Schule und anschließend drei Jahre im Betreuten Jugendwohnen betreut.

Herr Lopez 19 Jahre

Als ich Herrn Lopez besuche, werde ich von ihm höflich empfangen. Wir nehmen im Wohnzimmer Platz. Alles ist fein säuberlich an seinem Ort und erweckt den Anschein, daß hier jemand sehr viel Sorgfalt aufwendet, um Ordnung zu halten. Herr Lopez wohnt im Haus seiner Mutter. Die Eltern sind geschieden, haben aber weiterhin guten Kontakt zueinander. Er ist in Ausbildung zum Hotelkaufmann und zeigt sich weltmännisch, wie es sich für seinen Beruf gehört (dankend lehnt er am Ende des Gesprächs die von uns angebotene „Aufwandsentschädigung“ für das Interview ab). Im Ausbildungsbetrieb arbeitet auch sein Vater, ein gebürtiger Spanier. Für Herrn Lopez ist sein Vater eine wichtige Respektsperson. Er legt sehr viel Wert auf seine Abstammung und möchte nach seiner Berufsausbildung gerne nach Spanien, um dort zu arbeiten. Wenn alles nach seinen Plänen funktioniert, will er aber zunächst nach der Ausbildung seinen Zivildienst im Kinderheim ableisten, in dem er selbst als Jugendlicher längere Zeit betreut wurde:

„Weil ich denke, mit meiner Erfahrung, mit den ganzen Sachen, die ich gelernt habe dort, daß ich den Kindern dort was auch mitgeben kann. Daß ich denen auch vermitteln kann, wieso sie dort sind.“

Er selbst beschreibt sich heute noch als „chaotischen und schwierigen Typ“.

„Ich hab vielleicht wegen dem weniger Freunde, weil ich ein sehr -- sehr schwieriger Typ bin, ich hab einen schwierigen Charakter, ich bin (...) also die Leute, die mich als Freund haben, die wissen, was sie an mir haben. Wer mich als Freund hat, hat mich wirklich als Freund.“

Allerdings geht er sehr vorsichtig damit um, daß er in einem Heim gelebt hat. Irgendwie bleibt es für ihn ein Makel. Wenn die Welt nicht so voller „Vorurteile“ wäre, dann könnte er damit anders umgehen, aber so ist die Welt nun mal nicht.

„Ich bin kein Typ der sich anpaßt, ich bin kein Rudeltier, ich bin keine Kuh, die in der Kuhherde mitläuft, wenn andere ja sagen, sage ich nein. Und wenn andere aufstehen, setz ich mich hin. Wenn andere sich ausziehen, zieh ich mich an. (...) Und in meinem Herzen bin ich wirklich ein Spanier.“

Zu seiner Mutter, berichtet Herr Lopez, habe er ein sehr enges Verhältnis.

„Für mich ist meine Mutter eine Respektsperson. (...) Ich würd' für meine Mutter alles tun, wenn ich ihr damit helfen könnte.“

Mit seinem Leben ist Herr Lopez sehr zufrieden und er schätzt es sehr, wieder bei seiner Mutter zu leben.

Vorgeschichte

Herr Lopez wurde im Alter zwischen neun und elf Jahren für zwei Jahre in einer psychiatrischen Klinik betreut. Die Diagnose der Ärzte lautet: „hyperaktiv, aggressives Verhalten, Lernschwierigkeiten und Konzentrationsschwäche“. Seine Mutter bemüht sich in dieser Zeit sehr um ihn, wenngleich auch deutlich wird, daß sie ihn stark behütet und in manchen Punkten ihm ihre Entscheidungen damals nicht richtig nachvollziehbar waren. Sein Vater bleibt trotz der Scheidung der Eltern für Herrn Lopez eine wichtige Bezugsperson. Nachdem in der Klinik nach zwei Jahren keine Fortschritte mehr zu erwarten sind, wird auf Initiative der Klinik versucht, eine Heimunterbringung für Herrn Lopez zu erreichen. Für ihn sind die Umstände und die Hintergründe für diese Entscheidung nicht so ganz klar. Er weiß nur, daß er diese Entscheidung damals als Zurückweisung von der Mutter empfunden hat.

„Ich hab mich schwer getan - meine Mutter hat zwar gesagt, warum ich dort hingekommen bin, weil ich seit der Geburt eine zentrale Störung im Kleinhirn hatte, das heißt ich war überaktiv, ich war sehr nervös, zu einer gewissen Zeit auch sehr aggressiv, ich bin nicht dorthin gekommen, weil ich meinen Eltern Schwierigkeiten gemacht habe oder sonst irgendwas, wegen dem wars für mich natürlich schwer, ich war sehr unkonzentriert, sehr nervös.....“ „Ich dachte natürlich, nach der Zeit in der Neurologie, nach den zwei Jahren komme ich wieder nach Hause, und ich habe mich gefreut (...) aber es war, ich war noch nicht so weit, daß ich wieder in die normale Schule gehen konnte.“

Vor allem in der Schule hat er große Schwierigkeiten, dem Unterricht zu folgen und mit den anderen Mitschülern gibt es Rangeleien und Schlägereien. Dies ist mit ein Grund, daß ein Heim mit interner Schule gesucht wird, in dem er intensive Förderung in der Schule erhält und lernt, mit Gleichaltrigen umzugehen.

Zusammenfassung

Vorerfahrungen, Gründe für die Heimunterbringung und aktuelle Lebenssituation

Die vier Muster familialer und individueller Vorerfahrungen müssen nebeneinander betrachtet werden. Während lediglich im letzten Muster „Krankheit, Behinderung, seelische Störung“ sehr individuelle Problemlagen der Kinder bzw. im ersten Muster „Armut, Not, Vernachlässigung, Chaos“ teilweise ein Schicksalsschlag, Krankheit eines Elternteils beschrieben sind (die ihren Niederschlag bei oder „in“ den Kindern oder/und den Eltern finden), waren es vor allem sehr komplexe Muster von Armut und Gewalt, von Abhängigkeit und Ausbeutung, von Resignation und Flucht, die zu einer Trennung von Kind und Familie führten. Besonderen Verletzungen waren die Kinder und Jugendlichen ausgesetzt, die körperliche und seelische Gewalt in der Familie erleben mußten. Oder gar, wie dies bei 6 Mädchen der Fall, sexueller Ausbeutung und Mißbrauch ausgesetzt waren. Eine Verarbeitungsweise dieser jungen Menschen ist die Resignation und Flucht aus der Familie. Es bleiben aber die tiefen Verletzungen.

Es gibt weder einen vollständig isolierbaren Grund für die Herausnahme des Kindes aus der Familie noch ist es so, daß Schwerpunkte nicht erkennbar wären. Was aber Ursache und Auslöser, was die Folgen und Wirkungen bei den Kindern sind, kann nicht abschließend geklärt werden. Immer ist es das Zusammenspiel zwischen Eltern und Kind, eine Kombination unterschiedlicher Anstrengungen und Enttäuschungen, die eine Fremdplatzierung des Kindes notwendig werden lassen. Die Trennung aber erleben die jungen Menschen sehr unterschiedlich. Ist es für die einen ein richtiger und selbstgewollter Schritt, bleiben für andere die Gründe nicht nachvollziehbar oder aber sie empfinden den Wechsel in ein Heim als Bestätigung in ihrem Gefühl des Abgeschobenwerdens und der Ablehnung.

Wenn Heimerziehung den jungen Menschen Unterstützung bieten will, dann kommt sie nicht umhin, sich der Themen und Vorerfahrungen immer wieder zu vergewissern. Die individuellen Lebensgeschichten und die daraus resultierenden Erfahrungen der jungen Menschen sind Ausgangspunkt und wichtiger Bezugspunkt von Heimerziehung. Was die jungen Menschen brauchen und was man ihnen geben kann, findet man in ihren Lebensschicksalen. Und letztlich zeigt sich der Erfolg der Hilfe und die Zufriedenheit der jungen Menschen in den meisten Fällen darin, inwieweit es (ihnen, den jungen Menschen und den MitarbeiterInnen in der Jugendhilfe) gelingt, die belastenden Erfahrungen zu verstehen, zu bearbeiten, einen Umgang damit zu finden und einzelne prägende Themen der Lebensgeschichte miteinander in Verbindung zu bringen. Anne Frommann formuliert dies so. „Die Vergangenheit ist schwer, sehr schwer aufzuheben, ebenso schwer wie die Versuchung zum Festhalten und Herrschen. Die Vergangenheit belastet nicht nur das Individuum, das in ihr festhängt und von ihr gezeichnet wurde, sondern sie verbreitet dadurch, daß sie die Zukunft verstellt, lähmende Furcht bei Mitarbeitern und Freunden. Wenn sich nur vollziehen wird, was scheinbar vorgezeichnet ist, dann ist es besser, nicht daran zu denken. Die Mitarbeiter sind in der Gefahr, das Haus dichter zu machen, anziehender, komfortabler. Sie neigen dazu, Jugendliche im Haus festzuhalten, damit sie sicher sind. (...) Wenn das geschieht, ist die Gefahr groß, daß das Haus wichtiger wird als diejenigen, die es brauchen“ (Frommann 1977, S. 334-335).

Die vier etwas ausführlicher gezeichneten Skizzen von Christina, Herrn Lopez, Carla und Alexander pointieren diesen Sachverhalt: *Für alle vier bleiben ihre Geschichte, ihre familialen und sie belastenden Beziehungserfahrungen aus der Kindheit und einzelne Themen, die sie daraus resultierend begleiteten, wichtige Bezugspunkte, an denen sie ihre aktuelle Lebenssituation ausrichten und rauf die viele ihrer Lebensthemen sich beziehen.* Im Falle von Carla war es die Erfahrung und die Einsicht, der Mutter als Partnerersatz gedient zu haben und dann mit dem neuen Freund der Mutter nicht konkurrieren zu können. Heute lebt sie mit ihren beiden Kindern und versucht, ihre Träume zu verwirklichen. Mit der Mutter hat sie sich ausgesöhnt, wenngleich auch ihre Sehnsucht, irgendwann einmal ihren Vater zu besuchen und evtl. dort ein neues Leben anzufangen, ihr erhalten bleibt. Christina will - vordergründig - mit ihrer Vergangenheit abschließen, wird aber immer wieder von ihr eingeholt. Sie selber spürt und weiß, wie sehr ihre Erinnerungen verschüttet sind und ihr ein Stück Lebensfreude verstellen. Sie zieht weiter weg und hofft, damit der Vergangenheit zu entrinnen. Alexander hat eigentlich nach den 14 Jahren im Heim wieder da angefangen, wo er als Sechsjähriger aufgehört hat. Er lebt wieder bei der alkoholabhängigen Mutter und fühlt sich ihr gegenüber verantwortlich. Er ist resigniert und findet nur schwer Abstand zur Mutter. Herr Lopez lebt sein Leben weiter. Seine Mutter ist ihm eine wichtige Hilfe und er ist froh, wieder bei ihr leben zu können. Die Erfahrungen in Psychiatrie und Heim weiß er nicht recht einzuschätzen, vieles hat er gelernt, er ist vor allem ruhiger geworden, bleibt aber in seinen Augen ein schwieriger Typ und sieht sich selbst in dieser Weise.

Bilder von Heimerziehung im Rückblick

„Für mich war es so.“

Von zentraler Bedeutung in den Interviews war die Frage nach den unmittelbaren Erfahrungen der jungen Menschen in und mit Heimerziehung. War die Hilfe in ihre Gesamteinschätzung eher hilfreich und aus Sicht der AdressatInnen gelungen oder aber schädlich und hemmend? Wichtig scheint es dabei zu betonen, daß es hier nicht so sehr um den konkreten Nutzen und den Erfolg der Hilfe geht - darauf wurde an anderer Stelle bereits eingegangen - sondern vielmehr um die grundsätzlichen Aussagen und Einschätzungen der jungen Menschen zur Bedeutung der Hilfe für sie. Im Vordergrund geht es um Bilder und Umschreibungen, wie die jungen Menschen die Hilfe im Rückblick sehen, welche Funktionen sie der Hilfe abgewinnen, wie sie die Begegnungen mit den PädagogenInnen und das Zusammenleben mit anderen Kindern und Jugendlichen in einer Gruppe erlebt haben, wie und ob sie sich angenommen und verstanden fühlten.

Heimerziehung wird dabei als Gesamteindruck (oder: Erlebnis) thematisiert. Einige solcher eindrücklichen Bilder können einen Eindruck davon geben, „wie“ Heimerziehung und das Leben im Heim empfunden wurde:

<p>„das war für mich mehr Zuhause als bei meiner Mutter“</p> <p>„Ich will diese Zeit vergessen“</p> <p>„es war Krieg aller gegen alle“</p> <p>„es war eine große Familie“</p> <p>„ich hab sehr viel abgblockt, An mir</p>	<p>„ich wollte, daß die mich so akzeptieren wie ich bin“</p> <p>„ich weiß, daß ich mit allem fertig werden kann nach dieser Zeit da“</p> <p>„das war für mich die beste Zeit. Besser als die Kindheit überhaupt“</p>
---	--

ist bestimmt vieles vorbeigegangen“
„das erste Heim war eine Art Ambulanz, da kümmert man sich nur um das wichtigste, im zweiten Heim ist es mehr wie ein stationärer Aufenthalt, wo man mit Sicherheit auch mehr bemüht ist“

„das war ein zweites Zuhause“
„wenn ich ein Bild malen müßte, würde ich wahrscheinlich eine Achterbahn malen“

„Fußballmannschaft. Man muß zusammenhalten und zusammen spielen und zusammen klarkommen“

„Es wurde einem irgendwie überhaupt kein Lebensgefühl beigebracht“

„es hat mich eher abgeschreckt so ein Heim“

„Es war ein Wohlfühlen, eine Pause und auch eine Sicherheit“

„Ich habe versucht, mich so gut wie möglich zu arrangieren“

„ich habe viel bekommen, was ich gebraucht hab. Ich hab meine Geborgenheit bekommen und auch Beistand und Unterstützung. War manchmal zu wenig, war manchmal nicht von jedem“

„du weißt, du wirst jetzt nicht verprügelt, sondern man wird dir zuhören und versuchen zu helfen“

„Also verhungern konntest du nicht“

„Das war alles oberflächlich. Mehr oder weniger sich selber überlassen“

„Du bist dann wie eine Fußballmannschaft und das Jugendamt oder Sozialamt ist wie ein Sponsor“

„Ich hab nur gelernt, damit ich selber auf eigenen Füßen stehen kann“

„gute Erfahrungen hab ich nicht gemacht und daß mir jemand geholfen hat auch nicht“

„ein Stück meines Lebens, ein sehr wichtiger Abschnitt meines Lebens“

„Drogen, Waffen, das fällt mir ein“

„Auf der einen Seite war Desinteresse vorhanden, und auf der anderen Seite wurde wieder unheimlicher Druck ausgeübt“

„ich fühle mich jetzt (in der Familie) eigentlich hier wohler“

„Zuhause, ich hatte da irgendwie praktisch meinen inneren Frieden“

„Für mich war es eine absolute Übergangslösung“

„alles was ich gelernt habe, habe ich mir selber angeeignet irgendwo“

„daß sie mir doch ein bißchen mehr Freiraum gelassen haben als zu Hause“

„du hast das Gefühl gehabt, du bist nicht allein, es ist immer irgendjemand da“

Diese Bilder bringen eine Momentaufnahme zum Ausdruck - ähnlich wie in einem fotografischen Schnappschuß sind sie spontan formuliert - und halten fest, wie es war, welcher Eindruck haften blieb. Differenzierungen sind dabei in einem zweiten Schritt notwendig, um sich mehr der Sache selbst und den Ereignissen im Detail zuzuwenden. Der Versuch, diese eindrücklichen Bilder in eine Bewertungsskala einzuordnen, ist lediglich eine Annäherung an die Erfahrungen der jungen Menschen und nimmt den Gesamteindruck zum Ausgangspunkt.

Die Aussagen lassen sich in fünf Gruppen anordnen:

- (1) *eindrücklich positive Bilder von Heimerziehung,*
- (2) *Umschreibungen, in denen zwar im Grundtenor ein positives Bild entsteht, aber in einzelnen Punkten Kritik formuliert wird,*
- (3) *Aussagen, in denen die jungen Menschen sich entweder sehr ambivalent gegenüber ihren Erfahrungen mit Heimerziehung äußern oder aber die Zeit im Rückblick für sie kaum Bedeutung gewinnt,*
- (4) *Bilder, die negative Assoziationen wecken, obwohl die jungen Menschen keine Ressentiments gegenüber dieser Zeit hegen und*

(5) Umschreibungen, in denen durchgängig negative Erlebnisse im Vordergrund stehen, sie sich unverstanden fühlten und im Rückblick viel an Verletzung sichtbar wird.

Konkrete Funktionen der Hilfe für die jungen Menschen lassen sich daraus jeweils im Einzelfall ableiten.

(1) Heimerziehung als zweites Zuhause und wichtiger prägender Lebensabschnitt

Von den 27 jungen Menschen, die für längere oder kürzere Zeit in einer stationären Erziehungshilfe betreut wurden, äußern sich insgesamt 8 Jugendliche heute so, daß sie durchgängig positive und hilfreiche Erfahrungen während dieser Zeit machen konnten und für sie die Zeit im Heim ein integrierter Bestandteil ihrer Lebensgeschichte ist, der mit wichtigen Erfahrungen verbunden bleibt. Die Funktionen, welche die Hilfe einnimmt, gruppieren sich sehr plastisch darum, im Heim ein zweites und neues Zuhause gefunden, Anerkennung und Bestärkung für ihre Person und ihren weiteren Lebensweg bekommen zu haben.

Carla schildert die Zeit in einer Mädchenwohngruppe als ein „Zuhause“, wo sie die grundlegende Erfahrung von Sicherheit macht und Vertrauen in ihre Person erfährt.

„Wenn ich so zurückblicke, kann ich eigentlich nur sagen, es war die schönste Zeit, die ich erlebt hab, so in dem Alter, in der sehr wichtigen Zeit eigentlich...“ „Ich wollte da nicht raus, ich wollte aus der WG nicht raus, weil das war mein Zuhause, das war für mich mehr Zuhause als bei meiner Mutter, da war's eigentlich wieder dort zurück hin gehen, wo's ja so schlecht war, und -- da hab ich eigentlich erst gemerkt, als ich ausgezogen bin, was ich an der WG hatte, daß ich mich dort wohl gefühlt habe.“

In der Erinnerung von Carla ist die Rückkehr zur Mutter eigentlich erst der Anstoß, die Heimzeit als wichtigen Erfolg einzuschätzen. Aus Carlas Äußerungen hört man, wie sehr sie im Wohngruppenleben verwoben ist. Das Alltagsgeschehen in der Gruppe und die Normalität des Zusammenlebens sind bestimmend für ihre Einschätzung (vgl. dazu das ausführliche Portrait von Carla im Anschluß).

Ähnlich positiv und eindrücklich schildert eine andere 24-jährige junge Frau die Heimzeit. **Anne** war bei Aufnahme 14 Jahre alt und drei Jahre in einer WG. Aufgewachsen ist Anne in Italien bei den Großeltern, später in Deutschland muß sie viel Verantwortung für die alkoholranke Mutter übernehmen und wird in der neuen Stieffamilie ausgenutzt. Sie selbst fühlt sich dort als „Schwarzes Schaf“, was der Auslöser für ihre Suche nach einer Hilfe beim Jugendamt war. Auf die Frage nach einer Umschreibung dieser Zeit in der Wohngruppe antwortet sie sehr spontan und hinterläßt den Eindruck, daß das Heim für sie eine „Rettung“ war, eine Rettung aus ihrer Notlage in der Familie:

„Das Herz meines Lebens. Also praktisch, ich hatte keine feste Hand - aber da hatte ich eine feste Hand. Keinen festen Boden, na? Aber da hatte ich meinen festen Boden. Da hatte ich, da habe ich endlich meine Wurzel - äh, wie soll ich das sagen - nee, Wurzel, das ist falsch. Ich kann mich nicht erklären, wahrscheinlich deshalb. Ich kann mich nicht ausdrücken.“

Sie findet rasch ihren Platz in der Wohngruppe, genießt das Zusammensein mit den anderen Jugendlichen und entwickelt eine gute Beziehung zu ihrem „Bezugsbetreuer“.

„Das waren schöne Zeiten, es gab auch triste Zeiten. Aber - wir haben uns alle gut verstanden und - wir haben über unsere Probleme auch miteinander, also auch unter Jugendlichen gesprochen. Da gab es dann natürlich die Erzieher, die Betreuer, die uns auch oft beraten haben, über Probleme, wie man das lösen kann.“

Als prägende Erfahrung nimmt Anne von der Heimzeit vor allem mit, daß sie gelernt hat, mehr darauf zu achten und zu verstehen, wo ihre Grenzen und wo die Grenzen anderer Menschen sind. Die wichtige Beziehung zu einem Betreuer wird für sie zu einer dauerhaften Freundschaft.

„Das Verhältnis zu ihm war wie ein Vater, was ich nie hatte. Ich hatte einen Opa, aber keinen Vater.“

Auch für **Mehmet** bleibt die Zeit in einer Wohngruppe in guter Erinnerung:

„Es war total witzig, es war echt okay. Es war eine super Zeit. Für mich war es die absolut beste Zeit.“

Der Hilfeverlauf wird von dem jungen Mann zwar nicht sehr aufregend geschildert. Im Hinblick auf seine Vorgeschichte und das Zusammenleben mit dem alkoholabhängigen Vater gewinnt die Wohngruppe aber ihren Sinn - sie ist für den Jungen eine Möglichkeit, sich aus den Bindungen und Verpflichtungen dem Vater gegenüber zu lösen und seinen eigenen Weg zu finden. Der Alltag und die Zeit in der Wohngruppe sind für ihn ein Stück Normalität. Und als wichtige Erfahrung und Resultat des Zusammenlebens in der Wohngruppe nimmt er mit, daß er heute mit seinen Freunden aus der Zeit in einer Wohngemeinschaft zusammenlebt. Für ihn war die Zeit im Heim vor allem „lehrreich“. Er schätzt es hoch ein, daß selbst heute, wenn er in Schwierigkeiten steckt und Hilfe bräuchte, die BetreuerInnen immer noch für ihn da sind („Die sind immer für mich da die Leut', das ist der Wahnsinn“).

Andreas - heute 24 Jahre alt - berichtet, wie sehr die zehn Jahre im Heim für ihn wichtig waren:

„Ich muß sagen, also, die Zeit, wo ich da war, die werde ich nicht vergessen.“

In der langen Zeit wird das Heim ihm eine Heimat:

„Ja, das muß ich sagen, das war ein zweites Zuhause. Weil, ich muß sagen, da hab ich alles gehabt, was ich brauche - Da hab ich wirklich alles gehabt, was ich brauche, und das hab ich gesagt, das ist mein zweites Zuhause gewesen.“

In einem anderen Interview wird das Kinderdorf als „Familie“ erlebt, wo der Junge eine „super Kindheit“ hatte. **Rene** - heute 22 Jahre - wird im Alter von fünf Monaten mit vier anderen Geschwistern in einem Kinderdorf untergebracht und lebt dort, bis er 17 Jahr alt ist, um dann in einer Lehrlingswohngruppe des Berufsbildungswerkes seine Ausbildung zu machen. Seine Kindheit im Kinderdorf beschreibt er als eine glückliche Zeit:

„Da ging es immer ab; ich habe immer Freunde mitgebracht, auch so zum Essen, wir haben da (...) riesen Wiesen und einen Fußballplatz und alles mögliche; ich habe viele Freunde, die in der Stadt wohnen, die habe ich immer mitgebracht. Doch das ist die Freiheit, die du im Kinderdorf hast, nicht wie im Heim.“

Zentral ist für Rene die Beziehung zu seiner Kinderdorfmutter, zu der er auch heute noch Kontakt hält und die Möglichkeit, mit seinen „richtigen“ Geschwistern gemeinsam dort aufgewachsen zu sein.

„Ja, an meiner Kinderdorfmutter häng ich - ja doch schon; wir haben uns einfach lieb.“ „Ich denk schon, daß das Denken von meiner Mutter kommt, von meiner Kinderdorfmutter, die hat auch viel Wert darauf gelegt, daß wir selbständig sind und das gefällt mir auch so.“

Von ihr lernt er sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, was ihm heute viel Sicherheit und Gewißheit gibt, mit seinem Leben klar zu kommen.

Das Heim wird in vielen Fällen eine wichtige Gegenerfahrung zur eigenen Familie und belastenden Erfahrungen mit der Familie. Im Hinblick auf die von Gewalt, Mißbrauch, Ausbeutung, Zurückweisung und Not gekennzeichneten Vorgeschichten in den Familien der jungen Menschen, wird dieser Vergleich (Familie - Heim) verständlich. In einigen Fällen hat es den Anschein (z.B. Anne), daß erst die Trennung von der Familie den Kindern und Jugendlichen Zeit läßt, überhaupt einmal als Person in ihrem Leben Anerkennung zu finden und Unterstützung in vielerlei Bereichen zu erfahren. Das Bild der Wohngruppe bzw. des Heimes als Gegenwelt und positive Gegenerfahrung zur eigenen Familie taucht sowohl in bezug auf die Vorerfahrungen wie auch in bezug auf die Wunschvorstellungen der jungen Menschen auf. Besonders im Fall von Eva, die als Adoptivkind ihre Stellung in der Familie „testen“ muß und im Heim einen Zugang findet, mit ihrer Vergangenheit und der Ungewißheit über ihrer leiblichen Eltern umzugehen, wird dies deutlich. Am Ende wird eine Wiederannäherung an die Adoptiveltern bzw. die gesamte Adoptivfamilie (einschließlich der beiden Brüder) erst möglich. Durch die Trennung und eigenständige Entwicklung wird in anderen Fällen eine Ablösung aus der Familie möglich und bewußt angestrebt.

Für **Eva** war die Unterstützung im therapeutischen Setting ein wichtiger Schritt, um mit ihren Adoptiveltern wieder eine gemeinsame Basis zu gewinnen und ein Stück ihrer Vergangenheit zu klären. Heute ist ihr bewußt, was sie damals gesucht hat und was erst durch die zwei Jahre der Trennung von den Adoptiveltern und die intensive Familienarbeit der Einrichtung heute möglich ist. Sie hat das Vertrauen gewonnen,

„daß, ja, daß sie mögen mich so wie ich bin. Das habe ich mir auch immer gesagt, und ich dachte halt früher, die sind alle unzufrieden mit mir, die mögen mich überhaupt nicht.“

Auf die Frage, was sich denn so grundlegend durch die Trennung, die Zeit der eigenständigen Entwicklung und sicher auch die kontinuierliche Begleitung der Eltern in dieser Zeit durch die MitarbeiterInnen der Einrichtung (Besuche, Familientherapie etc.) im Heim verändert hat, spricht Eva noch einmal die Beziehung zu ihren (Adoptiv-)Eltern an.

„Ich hatte im Prinzip keine Beziehung zu meinen Eltern und zu meinen Brüdern erst recht nicht. Wir können miteinander reden, das konnten wir früher nicht, das ging überhaupt nicht, da wurde immer gleich ein Streit daraus.“

Dem Heim und einigen MitarbeiterInnen bleibt Eva eng verbunden.

„Ich würde es nicht missen wollen, also ich bin unheimlich - es war einfach genial, es war super! (lacht) Ich bin jetzt öfters am Wochenende noch dort.“

„Schreckliches fällt mir nichts ein, also schön war eigentlich alles, so das Zusammenleben mit vielen Kindern und - ja, am Wochenende wurden immer Aktivitäten unternommen. Das tolle war auch, daß man auf öffentlich ganz normale Schulen gegangen ist und auch andere Freunde gefunden hat, die dort leben und auch mal bei denen übernachten durfte und sich mit denen treffen durfte.“

Mit zwei Erzieherinnen aus der Heimzeit hat sie „Freundschaft“ geschlossen. Mitunter sind ihre guten Kontakte ein Auslöser dafür, daß Eva heute eine Ausbildung zur Jugend- und Heimerzieherin machen will.

Karolin berichtet von ihren Erfahrungen in einem Kinderheim wohlwollend:

„Kinderheim war eigentlich ganz gut, auch von den Erziehern her.... Also es hat mir nicht geschadet; hab auch meine Lehre da zu Ende gemacht und dann hab ich mit 18 auch wieder versucht, zu Hause mich einzufinden.“

Die junge Frau lebt vor der Heimzeit bei ihrer älteren Schwester, die Eltern starben sehr früh. Im Kinderheim schätzt sie auf der einen Seite, daß sie damals gut aufgehoben war, vor allem aber den engen Zusammenhalt mit den anderen Jugendlichen:

„Unsere Gruppe hat total zusammengehalten (...). Wie so Geschwister gegen so Nachbarsfamilie. Also das war super.“

Über die anderen MitbewohnerInnen aus der Zeit weiß sie gutes zu berichten:

„Die sind jetzt alle verheiratet oder mit einer Freundin zusammen. Aus denen ist allen was geworden. Man sagt ja immer - sehr negativ: Kinderheim und so und verwickelt in die Drogenszene. Aber die sind alle irgendwo - also mit denen ich jetzt Kontakt hab und so - die haben einen vernünftigen Job, sind verheiratet und so. Auch heute noch, wenn ich mit meinem Freund drüber rede, mit seinen Eltern: Das war für mich die beste Zeit. Besser als die Kindheit überhaupt.“

Auch für Karolin wird das Heim ein Stück Gegenerfahrung zu ihrer Kindheit, sie fühlt sich selbst dort aufgehoben.

Der heute 21-jährige **Wolfgang**, der wegen schulischer Schwierigkeiten, aber auch den Auseinandersetzungen mit seinem Bruder drei Jahre in einem Internat lebte, äußert sich zu dieser Zeit mit den Worten, daß es das „allerbeste“ war, was ihm passieren konnte:

„Und ich habe schon ein besonderes Verhältnis zu diesem Internat, weil wie gesagt bei mir das sehr sehr positiv alles ausgefallen ist und mich da sehr weit nach vorne gebracht hat in der ganzen Entwicklung und ich das Internat ansehe als ein, na ich sage mal ein Stück meines Lebens, ein sehr wichtiger Abschnitt meines Lebens (...) Und der bleibt natürlich besonders in Erinnerung.“

Und im Hinblick auf seine Erfahrungen in der Familie sieht er in dieser Zeit eine Entlastung, die ihm dabei hilft, für sich wieder einen eigenen Antrieb zu finden, den er im Konflikt mit dem Bruder und der Mutter verloren hatte:

„Vor allem, weil ich auch gespürt habe, daß das positive Sachen sind und nicht Sachen, die mich belasten, so wie zum Beispiel mit meinem Bruder oder meiner Mutter. Ja, und das ganze Zuhause und das war einfach nicht mehr gegeben und es war einfach nur super.“

(2) Differenzierte Kritik an den Rahmenbedingungen der Heimerziehung

In den folgenden Erzählungen von 7 jungen Menschen entsteht zwar ein grundlegend positives Bild der Hilfe, allerdings klingen in den Einschätzungen immer auch Kritik oder unbewältigte Themen der jungen Menschen an, die ihrem Urteil eine kritische Wendung geben. Entweder sind es Anmerkungen und sehr differenzierte Äußerungen im Hinblick auf die Rahmenbedingungen in der Einrichtung und das Zusammenleben mit anderen Jugendlichen, das sich nicht immer so einfach gestaltet. Oder wichtige Lebensthemen der jungen Menschen konnten bis heute nicht ganz gelöst werden, weder durch eine intensive Unterstützung in der Einrichtung noch durch eigene Anstrengungen der jungen Menschen. Als sehr wichtig erscheinen in den Erzählungen dieser jungen Menschen Vergleichsmöglichkeiten zwischen einzelnen Lebensstationen und darin gemachten wichtigen Beziehungs- und Lernerfahrungen. In der Rückschau werden unterschiedliche Erfahrungen in Relation zueinander gesetzt und die Relevanz

einzelner Erlebnisse herausgestellt. Wichtige Reibungsfläche ist für alle jungen Menschen die Familie und die damit gekoppelten Erinnerungen.

Herr Lopez - heute 19 Jahre alt und in Ausbildung zum Hotelkaufmann - der zunächst zwei Jahre in einer psychiatrischen Klinik und anschließend in einer Wohngruppe betreut wurde, umschreibt die Zeit im Bild einer Achterbahn:

„Chaotisch, chaotisch, natürlich. Mit Höhen und Tiefen, also ich würd, im Prinzip, wenn ich ein Bild malen müßte über die Zeit, würde ich wahrscheinlich nur eine Achterbahn malen. Hoch, runter, hoch, runter, hoch, runter, ja, Looping (lacht), weil - die Zeit ging nicht ihren Weg ganz normal so, sondern sie ging nun mal hoch und runter, es gab Probleme, und die Probleme wurden gelöst, und dann gab's wieder neue Probleme, und --- man kann von keinem erwarten, daß in der Zeit alles glatt lief. Es gab halt - Sachen, wo es halt zu diskutieren gab.“

Sehr plastisch beschreibt Herr Lopez, wie er in dieser Zeit auch Wege finden mußte, mit sich klar zu kommen. Er als junger Mensch mit seinem „Ich“ in einer Einrichtung. Es ist für ihn ein Wechselspiel von Geben und Nehmen, und ein Prozeß den er beschreibt, der immer noch für ihn weiter geht. Gleichzeitig betont er im Interview die wichtige Bedeutung, die seine Mutter in all der Zeit für ihn hatte.

„Was ich von meiner Mutter mitgekriegt habe, habe ich im Heim weiterproduziert - und - erziehen konnten die mich in dem Sinn nicht, erzogen haben die mich nicht, sie haben mir, sie haben mir geholfen, mich weiterzuentwickeln, aber erzogen haben sie mich nicht. Die Erziehung ist für mich das, was ich von meiner Mutter gelernt habe, wie ich bin und was ich heute darstelle, aber --- im Heim haben sie mich -- im Prinzip auch zu einem gewissen Teil erzogen, und ich würde das Wort erziehen würde ich anders formulieren: Unterstützt, geholfen, geholfen und unterstützt, das haben sie, ja, aber erzogen, obwohl ich nur alle zwei Wochen bei meiner Mutter war und in den Ferien, trotzdem hat mich meine Mutter geprägt. Sie ist für mich die Frau, die mich erzogen hat, die mir gesagt hat, was recht und unrecht ist.“

Daß seine Mutter ihn ins Heim „geschickt“ hat, war für ihn damals oft eine Anfrage an sie. Immer wieder wird er von Heimweh geplagt. Er stellt sich die Frage:

„Warum schickt mich meine Mutter dahin, natürlich habe ich auch den dummen Gedanken gehabt, sag mal, liebt mich meine Mutter überhaupt noch, warum schickt sie mich dahin? Und im Nachhinein, denk ich mir mal, gerade weil sie mich geliebt hat, hat sie mich dorthin geschickt, damit man mir dort weiterhilft, und ich denke mal, ich bin durch die Erziehung von den Betreuern und durch den ganzen Kontakt mit der Wohngruppe so geworden, wie ich heut bin.“

Hier zeigt sich in seiner Einschätzung doch sehr deutlich der Einfluß des Heimes. Eindrücklich und reflektiert schildert Herr Lopez im einzelnen Veränderungen und deren Anstoß durch die Heimzeit für sein heutiges Leben. Er nennt den „Zusammenhalt in der Gruppe“, wo er lernen mußte, auch die Sicht der anderen zu respektieren. Für ihn ist es ein Schritt nach vorne und eine wichtige Erfahrung, um besser mit seinem „Umfeld“ (Arbeitsbeziehungen, Freundschaften, überhaupt Begegnungen mit Menschen etc.) klar kommen zu können, was ihm früher enorme Schwierigkeiten bereitete. In der Auseinandersetzung in der Gleichaltrigengruppe lernt er, Vorurteile abzulegen und „manche Dinge mit anderen Augen zu betrachten“. Die Heimzeit bietet ihm Unterstützung, um seinen Schulabschluß zu erreichen, er wird ruhiger und lernt, sich mit Regeln und Anforderungen auseinanderzusetzen. Die Rückkehr zur Mutter zeigt ihm aber doch auch, wie sehr er sich bei ihr zu Hause fühlt und wie viel er „ihr zu verdanken

hat“. Wenn man so will, gewinnt die Mutter noch mehr an Bedeutung, als sie bereits in der Kindheit hatte.

Alexander 24 Jahre alt, lebt heute wieder bei der alkoholkranken Mutter und fühlt sich sehr für diese verantwortlich. Etwas resigniert und vor allem auf seine schwierige Lage heute bezogen, erzählt er von der langen und durchaus glücklichen Zeit im Kinderheim, wo er mit seinen Geschwistern zehn Jahre betreut wurde:

„Das ist wie eine Fußballmannschaft: Man muß zusammenhalten und zusammen spielen und zusammen klarkommen.“

Auf die Frage, ob das Kinderheim denn so etwas wie eine Familie für ihn war (immerhin hat er dort 10 Jahre seines Lebens verbracht), antwortet er zögerlich. Seine Umschreibung bleibt eher am „Nutzen“ des Heimes und dem Erleben der dortigen Rahmenbedingungen orientiert. Von emotionaler Zuwendung ist heute nur wenig zu spüren. Die in mancher Hinsicht erdrückende aktuelle Lebenssituation überlagert die Erinnerung:

„Ja, schon. Man hat gesagt, ja Dir geht es hier gut, und hier bleibst Du, doch. Doch, es war wie eine Familie für mich. Eigentlich ging es mir recht gut, ich habe da meine Schule gehabt, ich habe Freunde gehabt, ich habe alles gehabt dort. Wir haben gekriegt was wir wollten (lacht), wenn wir uns irgend etwas gewünscht haben, haben wir es auch gekriegt.“

Alexanders resignierte Stimmung äußert sich in seinem Tonfall, in dem er über die Heimzeit berichtet. Im Kontrast zu den guten Erfahrungen während der Heimzeit stellt seine aktuelle Lebenssituation für ihn eine Bewährungsprobe dar, die er nur schwer bestehen kann. Zwar äußert er, daß er im Heim gelernt hat die „Realität“ zu sehen, mit den aktuellen Anforderungen und der Mutter kommt er heute trotzdem nicht ganz klar. Ein Stück weit schwingt in seinen Formulierungen mit, daß die „Realität“ heute eine ganz andere ist als die im Heim. Und es wird deutlich, wie sehr während der gesamten Jahre im Heim eine Auseinandersetzung mit der Mutter gefehlt hat. Weder das Heim noch er haben sich darum gekümmert.

Herr Hauser - 19-jährig, der drei Jahre im „Erziehungsheim“ lebt und dort eine gewisse Zeit braucht, um sich mit den Regeln im Heim zu arrangieren, berichtet mit kritischem Unterton über die anfangs für ihn neuen Rahmenbedingungen:

„Die Heimschlafzeiten, das fand ich z.B. ziemlich scheiße, Taschengeld fand ich ziemlich scheiße, und ja, allgemein halt so. Das ist halt irgendwie eine abgeschirmte Atmosphäre gewesen, wo ich dahingekommen bin, weil ich durfte auch zwei Monate keinen Kontakt zu Freunden und Familie haben, also abgeschirmt halt von allen -- das ist mir noch ziemlich gut in Erinnerung.“

Er sperrt sich gegen viele Gruppenunternehmungen und findet erst mit der Zeit einen sicheren Stand im Heim. Später im Gespräch relativiert er seine Sicht der Dinge von seinem heutigen Standpunkt aus:

„Also, zu der Zeit hat es mir halt gestunken im Heim, jetzt seh ich die Sache schon anders. Also ich denk mal, der Heimaufenthalt hat in dem Sinn eigentlich schon was gebracht, obwohl es mir nicht gepaßt hat.“

Hier hebt er vor allem die schulische Unterstützung hervor, aber auch wie er gelernt hat, einen eigenen Haushalt zu führen („Das kann man immer brauchen“).

Judith berichtet von ihrer Skepsis, mit der sie damals mit 16 Jahren aus Angst vor dem gewalttätigen Vater von Zu Hause abgehauen war. Ob ihre Entschei

dung, aus der Familie auszubrechen, damals richtig war, weiß sie auch heute noch nicht sicher. Ihrem Empfinden nach konnte sie in dieser Situation nichts an Hilfe an sich heranlassen - zu sehr war sie mit sich und dem Zweifel, ob denn ihr Entscheidung richtig war, beschäftigt. Den BetreuerInnen rechnet sie es hoch an, daß sie ihr nicht gleichgültig gegenüber standen.

„Wobei ich glaube, daß die halt schon versucht haben, auf mich zuzugehen. Glaube ich, aber wie gesagt, ich denke, ich habe einfach - deswegen meine Skepsis am Anfang. Ich glaube, ich bin vielleicht einfach keine so große Hilfe, weil, ich habe auch sehr viel abgeblockt. An mir ist bestimmt vieles vorbeigegangen. Schätze ich mal. Das einfach was, da rein, da raus.“

Sie empfindet die erste Zeit diese „Fremdheit“ im Heim sehr stark. Wobei nach einem Wechsel aus der Jugendschutzstelle in ein zweites Heim sich ihr Gefühl verändert.

„Ich denke sehr gerne an die Zeit zurück, besonders in diesem zweiten Heim, mit Sicherheit auch wegen der Claudia (eine Betreuerin), weil wir einfach uns auch gut verstanden haben, weil sie einfach auch so witzig war, aber auch wegen der Betreuung, weil die einfach auch versucht haben, auf mich einzugehen.“

Die beiden Stationen ihrer Jugendhilfezeit beschreibt Judith dann auch sehr plastisch in zwei Bildern, die sie aus ihrem Berufsleben - Judith ist Krankenschwester - auf die Heime überträgt:

„Ich vergleiche das mal wie mit einem Krankenhaus: das erste Heim war so ne Art Ambulanz, da kümmert man sich nur um das wichtigste. Im zweiten Heim ist es mehr wie ein stationärer Aufenthalt, wo man versucht hat, sich mehr um das drum herum zu bemühen. Wo man sich mit Sicherheit auch mehr bemüht hat.“

Im zweiten Heim erfährt Judith dann auch Freundschaft und empfindet das Heim als ein Zuhause.

„Wie gesagt, - bin ich schon der Meinung, daß ich auch recht viel mitgenommen habe, auch wenn mir das vielleicht auch gar nicht so bewußt war. Vielleicht auch jetzt erst im Gespräch so richtig bewußt geworden ist. (.....) Ein Zuhause. Ich hatte halt da irgendwie praktisch meinen inneren Frieden. Glaube ich, also ich - - also ich bin, ich denke, ich bin auch ein bißchen in mich gegangen.“

„Also ich möchte auf jeden Fall sagen -- daß sie mich mit Sicherheit ins Erwachsensein, soweit ich mich als erwachsen bezeichnen kann, geleitet haben, sonst wäre ich jetzt vielleicht nicht so für mich selber innerlich zufrieden, beziehungsweise würde ich wahrscheinlich gar nichts auf die Reihe kriegen, denke ich mal.“

In Judiths Erzählung tauchen immer wieder Momente auf, in denen sie selbst erstaunt ist, wie sehr ihre Erinnerungen an die Heimzeit unsortiert sind. Manches wird ihr erst wieder im Erzählen bewußt und vor allem erkennt sie selbst, wie wenig sie damals zeigen konnte, was sie von der Hilfe profitiert. „Ich war eben rastlos.“ Im Gespräch äußert sie sich dann im Verlauf immer versöhnlicher:

„Es war ein Wohlfühlen, eine Pause und auch eine Zuflucht.“

Robert - ein 13-jähriger Junge, am Gespräch nimmt der Vater teil - erzählt:

„Es war also sehr nett dort, zwei Jahre, aber ich finde, es hat genügt, und ich fühle mich jetzt eigentlich hier wohler.“

Auf die Frage was ihm denn besonders gefallen hat, antwortet er:

„Ja, doch, die Erzieher, - dann fernsehen, daß man da auch mal auf dem Dachboden schlafen durfte, daß man mit den Tieren was machen durfte, fand ich sehr gut.“

Auffällig bei den Erzählungen von Robert ist, daß er viel stärker den Erlebnisraum im Heim in Erinnerung behält als weitergehende Ziele, die die Hilfe ver

folgte. Dies läßt sich ein Stück weit mit seinem Alter und den für ihn wichtigen Erlebnissen erklären. Der Vater betont, daß aus seiner Sicht die Hilfe viel gebracht hat. Für ihn war es eine große Entlastung, als alleinerziehender Vater seinem Beruf nachgehen zu können und zu wissen, daß der Junge Unterstützung erfährt.

„Das eine Problem war die mangelnde Konzentration, das zweite Problem ist das Eingliedern in eine Gruppe und sich an Regeln halten (...). Ich habe den Eindruck, daß er profitiert hat.“

Maria, für die das Heim grundsätzlich eine „tolle“ Lösung war, erzählt, daß sie eigentlich sich noch mehr an Familienleben hätte vorstellen können. Sie fühlt sich in der Gruppe wohl, findet Entlastung von der schwierigen Situation mit der psychisch kranken Mutter und entwickelt ein gutes Verhältnis zu den BetreuerInnen und MitbewohnerInnen. Trotzdem klingt in den Aussagen der jungen Frau auch Kritik an, die aber nicht ihr Gesamturteil schwächen.

„Aber - es wurde auch manches versäumt eben. Also - da kann man aber nichts machen, das kann das Jugendamt nicht wissen von vorneherein, daß da manche Leute nicht wirklich bei der Sache sind und das kann man sich auch nicht so aussuchen. Es ist auch nicht jeder Arzt ein guter Arzt...“

Ein Vertrauensmißbrauch zwischen den Mädchen und den MitarbeiterInnen entsteht, als Maria gemeinsam mit ein paar anderen Mädchen heimlich das Gruppentagebuch lesen, das ansonsten unter Verschuß im Erzieherzimmer ist und allein als Kommunikationsmedium im MitarbeiterInnenteam dient. Sie sind enttäuscht über die „abwertenden Bemerkungen“, die sie dort über sich lesen müssen:

„Das war für uns alle ein ziemlich heftiges Erlebnis, also ich habe dann auch ziemlich komplett das Vertrauen verloren zu meinen Betreuern, bis auf eine, die mich dann auch später noch beim betreuten Jugendwohnen weiterversorgt hat. Aber von allen anderen waren die Kommentare so herablassend - ja so, ich stehe über dir. Ich fand das einen Vertrauensbruch, wenn ich merke, ich habe mit einer Person mich unterhalten und habe gesagt, ich möchte gerne, daß das unter uns bleibt. Und dann steht das da in dem Buch drin und auch noch in so einem abfälligen Ton, so die kleinen Kinderprobleme eben. Wir haben uns eben nicht mehr ernst genommen gefühlt.“

Von da an distanziert sich Maria von der Gruppe, wenngleich aber eine Betreuerin weiterhin wichtiger Bezugspunkt bleibt. In einem Gesamturteil faßt Maria noch einmal zusammen, was ihr die Hilfe bedeutet hat, was ihr aber auch gefehlt hat.

„Ich habe viel bekommen, was ich gebraucht habe. Ich habe meine Geborgenheit schon bekommen und auch Beistand und Unterstützung und alles. War schon da. War manchmal zu wenig, war manchmal nicht von jedem und so, aber - es war schon alles da, was ich brauchte. I: Und was hätten sie im Sortiment noch aufnehmen sollen? M: Jetzt nur aus meiner Sicht ... Ich hätte gerne noch mehr Familie gehabt, also eben dieses ganze ja - mehr das Gefühl zu bekommen, die Leute sind nicht nur da, weil es ihre Arbeit ist, sondern irgendwie - die sind einfach so da für uns, weil es ihnen auch Spaß macht (...), vielleicht hätten sie mich auf ein SOS-Kinderdorf schicken sollen lieber oder so, aber dazu war ich eben zu alt für die ganzen Sachen. Ich wollte zum Beispiel eigentlich - in eine Familie kommen. Also, nicht Adoptivfamilie, sondern in eine Pflegefamilie, und das ist aussichtslos gewesen.“

Im Nachhinein bereut Maria es, daß sie, um diese Familienerfahrung machen zu können, sich nicht viel früher von ihrer Mutter getrennt hat.

„Es wäre besser für mich gewesen, weil das wäre es, was ich eigentlich gesucht hatte. So richtig eine Familie für mich. Und das konnten sie mir dann natürlich nicht ersetzen.“

Zwar bleibt Maria mit ihren Äußerungen sehr einsichtig, daß dies eine Wunschvorstellung war, die kaum hätte in Erfüllung gehen können, denn wer will schon „einen total problematischen Teenager, der irgendwie schon völlig verdorben ist“. Trotz dieser uneingelösten Wünsche und vieler Abstürze in den letzten Jahren nach der Hilfe hat Maria ihren eigenen Worten nach jetzt für sich eine Perspektive gefunden. Ihr Beruf als Artistin macht ihr Freude und gleichzeitig hofft sie, in einer Therapie ihre Geschichte mit ihrer Mutter noch einmal auf eine andere Weise bearbeiten und verstehen zu können.

Doris - zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt und derzeit mit ihrer 10 Monate alten Tochter in einem Mutter-Kind-Projekt - berichtet von der Zeit in der Wohngruppe zunächst Gutes. Wieder ist es die Gegenerfahrung zur Familie, die in den Worten von Doris durchkommt:

„Ja, ich fands schon spitze irgendwie. Besser wie bei meiner Mutter auf jeden Fall, also da kann ich mich nicht beklagen. Ich würde sogar auch teilweise bei manchen Stellen die Zeit wieder zurückdrehen, wenn ich könnte - ja das war schon eine schöne Zeit.“

Sie differenziert diese Aussage mit vielen Episoden und durchaus auch kritischen Anmerkungen zum Leben in der Wohngruppe:

„Man ist sich manchmal schon etwas dumm vorgekommen, weil sie einen schon psychisch unter Druck gesetzt haben, die PädagogInnen.“

Es gab harte Sanktionen, wenn in der Schule nicht alles glatt lief und dann vor allem konnte es Doris nicht ertragen, als Kind behandelt zu werden:

„Wenn sie ihre Muttergefühle ausgelebt haben, da bin ich ziemlich aggressiv geworden.“ „Wenn sie mich in den Arm genommen haben oder gekommen sind und gesagt haben, ach, willst du mit mir drüber reden - das kann ich überhaupt nicht hören sowas.“

Sie empfindet in manchen Dingen die Fragen der BetreuerInnen als zu nahe gehend und als einen Eingriff in ihr Leben, das ihr allein gehört. Und außerdem war es ja gerade ihr Wunsch, weg von der Mutter zu kommen und nicht mit neuen „Ersatzmutterspielen“ sich konfrontiert zu sehen. Wichtig ist, um ihre grundsätzliche Einschätzung zu den Erfahrungen in der Wohngruppe einordnen zu können, noch ihre Bemerkung, daß sie in vielen Punkten keine Bereitschaft hatte, mit den BetreuerInnen zusammenzuarbeiten. Den Beitrag zum Erfolg der Hilfe schreibt sie sich in großen Zügen auch selbst zu:

„Es kam auch viel von mir, daß ich sage, ich möchte nicht so sein und ich möchte nicht abrutschen, und ich möchte was aus mir machen.“

Gleichzeitig erzählt sie in anderen Passagen, daß die BetreuerInnen in der Wohngruppe sie in dieser Hinsicht auch gestützt hätten:

„Die haben mir schon viel beigebracht. Das man halt vernünftiger denkt, realistischer bleibt (...) Und ein bißchen mehr Selbstvertrauen haben sie einem auch schon mit auf den Weg gegeben.“

Doris macht dies vor allem an den Bestärkungen durch eine Betreuerin deutlich:

„... die (Betreuerin) hat immer gesagt, ich hab schon was im Kopf, ich bin bloß zu faul zum Lernen, das ist alles. Und, wenn ich was will, hat sie gesagt, dann schaffe ich das auch, weil ich so viel Energie hab und so viel Ehrgeiz...“

Eine wichtige Gegenerfahrung zu ihren Eltern, die sie alles andere als bestärkt haben und ihr keine Sicherheit geben konnten. In der Wohngruppe erfährt sie ein Stück dieser Sicherheit.

„Du hast schon das Gefühl gehabt, du bist nicht alleine, es ist immer irgendjemand da. Und wenn du dich einfach nicht wohlfühlt hast oder so in der Schule, dann konntest du damit hingehen, du weißt, du wirst jetzt nicht verprügelt dafür oder erniedrigt, sondern man wird dir zuhören und versuchen zu helfen.“

(3) Bedeutungslosigkeit oder ambivalente Gefühle gegenüber der Heimzeit

In 3 Interviews hat die Zeit im Heim in den Erzählungen der jungen Menschen kaum Bedeutung. In den Einschätzungen hat die Hilfe weder geschadet noch genützt, vielmehr äußern die jungen Menschen sich eher so, daß sie es ein Stück allein geschafft haben, sich eine Lebensperspektive aufzubauen. Die Entwicklungskraft der jungen Menschen hat zumindest in den Selbsteinschätzungen der jungen Menschen mehr Bedeutung als die Erfahrungen im Heim. Das Heim bleibt im Rückblick eine Zwischenstation ohne große Bedeutung. Wichtige Lebenserfahrungen machen die jungen Menschen ihren Erzählungen zufolge neben oder erst nach der Hilfe oder aber sie haben versucht, selbst einen Umgang mit ihren Lebensthemen zu finden.

Peter erzählt sehr schroff von seinen Erfahrungen im Heim und es verwundert, daß er sich überhaupt auf ein Gespräch eingelassen hat.

„Es ist halt eben so, ich betrachte das als eine abgeschlossene Phase.“

„Also ich will nicht, daß irgendwann mal jemand zu mir kommt und sagt: Aber das war doch so und so gewesen. Ich will diese Zeit vergessen.“

Empfindet er bereits die „Einweisung“ ins Heim als Zwang, so ist seine minutiöse Berechnung der Zeit, die er im Heim verbracht hat ein Ausdruck seiner Gefühle gegenüber dem Heim. Er arrangiert sich im Heim mit vielen negativ empfundenen Gegebenheiten und geht viele Kompromisse ein. Gerne war er nicht im Heim.

„Das waren insgesamt 3 Jahre, das waren 2 Monate, 9 Tage und 3 Stunden - war ich in der Heimunterbringung, und dann hab ich quasi begonnen, richtig aufzuleben.“

Vor allem das Zusammenleben mit vielen anderen Kindern empfindet er als „lästig“:

„Jeder hat versucht, dem anderen eins überzuziehen, es war ein Krieg alle gegen alle. Das Heim, das war immer so, das wird immer so bleiben. Ob physisch oder psychisch - so hab ich das erlebt; es war keine schöne Zeit. Ich habe versucht, mich so gut wie möglich zu arrangieren.“

Seine Position als „Außenseiter“ betont Peter auch im Interview immer wieder. Bereits im Heimatdorf, in der Schule und in der Familie unter den vielen älteren Geschwistern hatte er aufgrund seiner Körperbehinderung diese Rolle. Er hat „gelernt“, damit umzugehen und gelernt, seinen Widerstand gegen jegliche Konformität zu kultivieren.

Katrin lebte zwei Jahre in einer Wohngruppe. Heute ist sie 22 Jahre alt und wohnt mit ihrem Freund und einer Tochter zusammen. Sie macht im Interview einen sehr zufriedenen Eindruck. Auf die Frage, was sie denn noch für Erinnerungen an die Zeit in der Wohngruppe hat, antwortet sie:

„Gutes, auch viel Schlechtes eben, also im Endeffekt hat es mir, glaube ich, nichts gebracht.“

Wichtiger als die Wohngruppe, schätzt sie die Zeit des Alleine-Lebens danach ein.

„Ne, ich weiß auch nicht. Für mich mittlerweile - ich weiß nicht, ob ich das verdrängt habe oder so; aber die zwei Jahre sind gar nicht so wichtig, glaube ich.“

Über die Betreuerinnen in der Zeit äußert sich Katrin sehr gespalten:

„Ich hab das Gefühl gehabt, daß die überhaupt nichts mitkriegen, was man so treibt oder macht.“

Im ErzieherInnenteam sieht sie keine klare Linie, „da hat jeder was anderes gemacht“, und letztlich fühlt sie sich von einer Erzieherin, zu der sie kein gutes Verhältnis hat, aus der Gruppe ausgeschlossen. Das Ganze endet mit einem „Rausschmiß“ aus der Gruppe. Bei näherem Nachfragen gewinnt die junge Frau der Hilfe aber doch noch mehr ab, als sie in ihrem Gesamtbild vermittelt:

„Ich bin selbständiger geworden in den zwei Jahren, das glaube ich. Früher zu Hause war ich echt ein faules Ei, meine Mutter hat mir alles gemacht.“

„- tja, also erst mal ich selbst, glaube ich, also daß ich erst mal lernte, mit mir selbst zurecht zu kommen, weil damals irgendwie war ich, ich weiß nicht, was ich da überhaupt [lacht] gedacht hab oder so. Ich glaube, von 15 bis 18 dachte ich immer, ich muß erst mal alles ausleben, ich muß erst mal auf die Kacke hauen was das Zeug hält und ja, erst mal so irgendwie mich selbst unter Kontrolle kriegen; ich glaube, das war damals mein großes Problem. I: Und was haben die Dir dabei helfen können? Die, mein ich jetzt in der Wohngruppe. K: Ja, vielleicht, daß sie mir doch ein bißchen mehr Freiraum gelassen haben als zu Hause, daß mir das dann geholfen hat. Daß sie versucht haben, mich nicht immer zu kontrollieren, meine ich - mit wem, wo, was.“

Susanne ist zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt und zur Zeit arbeitslos. Zu ihrer Vorgeschichte in der Familie berichtet sie vom Mißbrauch durch den Bruder, der lange verborgen blieb und sie letztendlich dazu veranlaßt hat, von zu Hause abzuhausen. Die Zeit in der Wohngruppe ist sehr belastet durch die Bemühungen, ihre Verletzungen aufzuarbeiten. Sie begeht einen Suizidversuch, ist mehrmals in psychiatrischer Behandlung. Ihre starken Depressionen werden zu einer Belastungsprobe für die ganze Gruppe.

„Aber wenn ich mich mal gestritten hab, dann ging es recht kraß zu, also so richtig, daß die (MitarbeiterInnen) auch verzweifelt mit mir waren, also nicht mehr wußten, wie sie mit mir umgehen sollten, mit meinen Depressionen.“

Deutlich wird aber vor allem in diesem Gespräch, wie sehr sie noch mit ihrer Geschichte zu kämpfen hat und dadurch die Erfahrungen in der Mädchenwohngruppe relativiert werden. Die Erfahrung in der Wohngruppe bleibt in ihren Erzählungen zwar eine gute, aber doch, gemessen an ihren Versuchen, ihren weiteren Lebensweg zu gestalten, eine Randerscheinung.

„Ja, es war auch gut, also ich weiß nicht, ich fand die Zeit auch schön und die ältere Erzieherin meinte auch so, ach, du wirst dich noch, du wirst dir noch sagen, vermißt die Wohngruppe, und ich hab gesagt, klar werde ich das sagen, aber ich werde nicht sagen, ich möchte nochmal zurück in die Wohngruppe, also ich meine, ich bin schon froh, daß ich jetzt draußen bin, weil es war jetzt einfach so der Zeitpunkt, wo ich gesagt habe, ich hab abgeschlossen, ich habe meine Sachen erreicht, die ich erreichen wollte, so für mich auch selber jetzt...“

Die drei Einschätzungen in dieser Gruppe sind von sehr unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensschicksalen geprägt. Trotzdem weisen sie auf folgendes Problem hin: Was ist, wenn zwischen den jungen Menschen und den MitarbeiterInnen keine echte Verständigung gelingt? Was ist, wenn die jungen Menschen mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind und selbst keinen Umgang mit sich

finden? Inwieweit wirken die sehr individuellen Lebensthemen manchmal auch als Hindernis, um einen Zugang zu den jungen Menschen zu finden? Die Erfahrungen im Heim waren für Peter, Susanne und Katrin weder belastend noch haben sie besonderen Anstoß gegeben, daß den jungen Menschen das Leben leichter fällt. Wohlgermerkt - wir wissen hier lediglich etwas über die Deutungen der jungen Menschen - von einer anderen Warte aus betrachtet könnte sich dieses Bild verändern.

(4) Negative Bilder von Heimerziehung

In 3 der Interviews schildern die jungen Menschen die Zeit im Heim mit eher negativen Assoziationen und so, daß die Hilfe wenig an Konsequenzen hat für ihr heutiges Leben. Sie machen weder wichtige Erfahrungen in der Gruppe noch mit einzelnen Personen. Manchmal gewinnt man den Eindruck, daß die Heimzeit mehr geschadet als genützt hat und es allein den jungen Menschen und „glücklichen Umständen“ (bei Herrn Perez ein Betreuerwechsel und die anschließende Betreuung im Betreuten Jugendwohnen, bei Christian sein Geschick, mit Menschen und Gelegenheiten umzugehen etc.) zu verdanken ist, daß am Ende sich doch noch eine gute Perspektive für die jungen Menschen auftut. Wobei hier sehr differenziert gesehen werden muß, vor welchem Hintergrund diese Einschätzungen entstehen. Eine Jugendliche war während der Betreuung mehr auf Trebe als im Heim, so daß es schwierig ist, den Einfluß (im negativen wie auch positiven Sinne) der Jugendhilfe zu beurteilen.

Sarah, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahr alt, ist verheiratet und hat zwei kleine Kinder. Ihr Mann ist Alkoholiker und gerade auf Entziehungskur. Eigentlich möchte sie sich von ihm trennen. Die Wohnverhältnisse sind sehr ärmlich. Rückblickend auf die letzten Jahre äußert sie sich sehr resigniert:

„Jetzt habe ich sieben Jahre Hölle hinter mir. Das weiß ich. Ja seit meinem fünfzehnten Lebensjahr eigentlich nur scheiße gemacht (...). Aber was solls. Vergangenheit kann man nicht ändern.“

Auf die Frage, was das Heim für sie bedeutete, antwortet sie:

„Eine Übergangslösung, also für mich war es eine absolute Übergangslösung. Also, das ist eigentlich nur - an mir vorbeigelaufen, also das ganze Leben im Heim habe ich so eigentlich selten mitbekommen. Weil - weil, ich war sowieso fast nie da. Ich war immer unterwegs.“

Zwar beschreibt sie die Versuche der ErzieherInnen sich um sie zu kümmern und wenigstens in einigen Schwierigkeiten mit der Schule zu vermitteln, Sarah hatte aber zu dieser Zeit Interesse an „gar nichts“. Sie will einfach nur „in Ruhe gelassen werden“. Wegweisend für ihr Tun während der Heimzeit ist ihr Satz „ich schaffe das alles alleine“.

„Ja, alles was ich gelernt habe. Habe ich mir alles selber angeeignet irgendwo. Denn ich hatte mir ja einfach nicht helfen lassen. Ich denke mir, wenn ich mir helfen lassen hätte, wäre ich viel früher klug geworden. Bloß und - ich hatte ja so einen sturen Kopf. Also, ich denke mir, wenn ich vernünftiger gewesen wäre, dann hätte es. Ich meine, ich habe ja auch gesehen, es gab viele in dem Heim, die - aus denen was geworden ist. Die ihre Lehre abgeschlossen haben, die ihren Schulabschluß gemacht haben. Die alles gemacht haben, so wie es im normalen Leben, wenn du in einer Familie drin wohnst, auch geht. Bloß ich hatte keine Lust gehabt. Ich meine, heute hätte ich das. (...) aber, mit 15, das von einem Kind verlangen - das wirklich nur Scheiße erlebt, die ganze Zeit, das ist eben schwierig. Aber ich denke mir, da werde ich nicht die einzigste sein, der es so gegangen ist

und anderen Kindern noch gehen wird. Ich habe einfach alles gemacht, was mir lustig war, was ich mir in meinen Kopf reingesetzt habe, das habe ich gemacht.“

Während der Zeit auf der Straße und ihrer Gleichgültigkeit allen Anforderungen und Hilfeversuchen von Seiten des Heimes gegenüber lernt Sarah ihren Mann und den Vater der beiden Kinder kennen. Sie kommt in der Bahnhofsszene unter, die Versuche des Vaters, sie „geschlossen“ unterzubringen scheitern und das ganze hätte Sarah zufolge auch gar nichts verändert. Positiv empfindet sie es, daß immer wieder die Heimleiterin auf ihrer Seite stand. Es bleibt für Sarah aber unverständlich, daß die Heimleiterin - trotz ihrer Weigerung - immer wieder versucht hat, ihr zu helfen.

Bei einem anderen jungen Mann - **Herr Perez** - , war die Betreuung im Anschluß an die Pflegefamilie, wo er sich eigentlich auch nicht so richtig verstanden fühlte, in einer Art Lehrlingswohnheim nicht mehr als ein Hotel, wobei er anschließend im Betreuten Jugendwohnen so viel gute Erfahrungen macht, daß sein Negativurteil nur einen Teilausschnitt mehrerer Hilfestationen betrifft und er am Ende froh ist, überhaupt eine Unterstützung in seiner damaligen Lebenssituation gehabt zu haben. In der Einschätzung der unterschiedlichen Hilfestationen beschreibt es das Lehrlingswohnheim als ein „Mittelding“, wo es ja auch letztendlich im Hilfeverlauf angeordnet war:

„Es hat von allem am wenigsten gebracht, weil wir waren total auf uns alleine gestellt, aber das, was wir eigentlich hätten machen sollen, auf das Zimmer aufpassen, ich sag mal, unser eigenes Leben gestalten, das konnten wir nicht, das haben andere für uns erledigt, ob es Zimmerputzen oder Kochen war oder Bügeln oder Wäschewaschen war, das haben alles andere Leute für uns erledigt. Gerade das, was wir hätten tun sollen oder machen sollen, das war dann halt nichts.“

Für Herrn Perez stellt sich im Heim eine „totale Orientierungslosigkeit“ heraus, er sollte eigentlich auf eigenen Beinen stehen, ist seinem eigenen Empfinden nach, dazu aber noch gar nicht fähig und wird zudem durch die Organisationsstruktur im Alltag alles andere als angeleitet und gefordert. Das Heim wird lediglich von einem Pädagogen geleitet und Herr Perez bleibt auf sich alleine gestellt. Er kommt in dieser Zeit durch einen Mitbewohner in Kontakt mit der rechten Szene. Heute bezeichnet er dies als „Vergeudung von Zeit“, gleichzeitig ist er auch froh über diese Negativerfahrung, weil er denkt, dies sonst irgendwann einmal nachholen zu müssen.

„Ich hab dann mit der Lehre aufgehört; das hing ziemlich zusammen mit dem jungen Mann; wir haben eigentlich nichts im Kopf gehabt; wir haben gedacht, nützen wir es aus, solange es geht.“

Erst durch einen Mitarbeiterwechsel im Heim fühlt sich Herr Perez in dieser Zeit „gerettet“. Er findet in diesem jungen Mitarbeiter dann einen sehr wichtigen Ratgeber. Durch ihn wird Herr Perez dann auch der Kontakt zum Jugendamt, das sich zwischenzeitlich nicht weiter um ihn gekümmert hat, wieder intensiviert, um dort eine weitergehende Hilfe im Betreuten Jugendwohnen zu arrangieren. Wäre das aber nicht gewesen und hätte nicht durch glücklichen Zufall dieser Mitarbeiterwechsel sich im Lehrlingswohnheim ergeben, weiß Herr Perez selbst es nicht einzuschätzen, was aus ihm geworden wäre. Heute jedenfalls ist er glücklicher Familienvater.

Für **Christian** ist in den eineinhalb Jahren in einer Art Kleinstheim nicht viel geschehen. Seine Mutter äußert sich dazu:

„Heute tut es ihm leid, daß er die Ausbildung nicht gemacht hat oder daß er sie nicht beendet hat; aber zu dem Zeitpunkt hat er wahrscheinlich andere Interessen

gehabt. (...), daß die irgendwie so vom Charakter her oder schlechte Eigenschaften, daß die das auch nicht in den Griff gekriegt haben, denn irgendwo ist das ja ein Ziel, einen Menschen zu bilden und zu formen, daß er nachher lebensstüchtig ist, und war absolut nicht; in eineinhalb Jahren ist da überhaupt nichts von übergekommen. Es kann auch sein, daß er sich gesperrt hat, daß er gar nicht wollte, daß er einfach nur da war und gedacht hat, die Zeit rei ich hier ab und dann mach ich sowieso, was ich will. Wenn ich mit so einer Einstellung irgendwo hingehge, dann prallt das an mir ab, und das war es dann auch, wenn ich da rausgehe.“

Christian erzählt von den Rahmenbedingungen:

„Der Vorteil ist eigentlich ganz gut gewesen mit der schulischen Leistung, das stimmt schon. Da saß ein bißchen Druck mit hinter, weil da in dem Ort war nicht viel los, und die Familie O. hatte einen Reitstall, und wer dann einen guten Notendurchschnitt hatte und nicht besonders aufgefallen ist, der durfte mit zum Reitstall, der bekam dann auch sein eigenes Pferd, was er dann zu pflegen hatte; wir durften dann halt Turniere reiten. Das war eigentlich so der Vorteil; der Nachteil war, daß man erst mal, wenn man irgendwas nicht geschafft hat, von vielen Kindern wurde das ignoriert, dann wurden die ins Wohnzimmer gezogen, Rolladen wurden runtergezogen und dann ein bißchen durchgehauen.“

Die schulische Betreuung ist für Christian aber auch das einzig Positive während der Zeit im Heim. Seine Erzählungen über die Mißhandlungen und Prgelaktionen durch die Hauseltern, werfen allerdings kein gutes Licht auf das Heim. Christian und ein Freund versuchten während der Zeit dort über das Jugendamt eine Kontrolle dieser Ereignisse sicherzustellen. Das Jugendamt - den Worten Christians folgend - fand allerdings nichts zur Beanstandung und den Jungen wurde nicht weiter Glauben geschenkt. Letztendlich haut Christian aus dem Heim ab und beendet auf diese Weise diese Episode.

(5) Belastende Erfahrungen mit Heimerziehung

Für 6 der jungen Menschen bleibt die Betreuung in einem Heim nur in schlechter Erinnerung. Sie machen negative Erfahrungen mit den ErzieherInnen, fühlen sich unverstanden, schildern die Zustände in der Einrichtung als katastrophal und fühlen sich mit einer Realität konfrontiert, die ihrer bisherigen Lebensgeschichte diametral entgegensteht. Auffällig oft werden solche Äußerungen in bezug auf Erfahrungen in einer Notaufnahmestelle bzw. Jugendschutzstelle gemacht. Die Jugendlichen erleben die Notaufnahmestelle als eine sie belastende Konfrontation mit einer fremden, bedrohlichen Wirklichkeit, die eher dazu führt, daß sie in Dinge hineingerissen werden, die sie bislang nicht kannten (Drogen, Alkohol, Straßenprostitution, „rauhe Sitten“ in der Gruppe) und sich gleichzeitig mit all ihren Schwierigkeiten und der Flucht aus belasteten Familienverhältnissen alleingelassen fühlen. Sicher muß in vielen Punkten die besondere Situation und Funktion von Jugendschutzstellen bzw. Notaufnahmeheimen gesehen werden. Das, was die Jugendlichen berichten, weckt dennoch sehr negative Assoziationen („Knast“, Massenlager, Durchgangsstation etc.) und kann nur schwer mit einer professionellen Heimerziehung in Verbindung gebracht werden.

In diesen Interviews wird auch massive Kritik an den beteiligten Fachkräften laut. Aus Sicht der Jugendlichen fehlt es vor allem an einer kontinuierlichen Vertrauensperson, die versucht, sich ihre Lebensgeschichte erst einmal anzuhören, um darauf bezogen gemeinsam mit den Jugendlichen eine Perspektive zu entwickeln. In gleicher Weise mutet es unverantwortlich an, daß die Jugendlichen, manchmal sind es noch Kinder, oft über Monate hinweg diesen „rauen“ ueren Umständen und der erfahrenen Gleichgültigkeit ausgesetzt sind. Gerade

aber für Kinder und Jugendliche in Krisenzeiten und Notsituationen muß eine „In-Obhutnahme“ eine eindeutige Option haben, daß dies eine vorübergehende Bleibe ist, an der Schutz und Versorgung sichergestellt sind, aber auch rasch und mit großer Sorgfalt entweder eine andere Hilfe vermittelt wird oder aber, wenn dies nach eingehender Prüfung und Klärung mit der Familie und dem Kind erfolgt, auch eine Rückkehr nach Hause sich anschließen kann. In den Aussagen der jungen Menschen finden sich aber wenige Hinweise darauf, daß hier unter Vorgabe der Hilfeplanung (§ 36) sorgfältig eine Klärung der Lage stattfand, noch daß dies in Übereinkunft mit den jungen Menschen geschah. Selten wurden sie nach ihrer Meinung gefragt, noch seltener empfanden die jungen Menschen den Rahmen im Jugendschutz als sicher und vertrauenerweckend. Die Einrichtungen, die eigentlich dem Schutz dienen sollten und die Jugendlichen vor einem Abstieg und erneuten Konfrontationen mit belastenden Erfahrungen bewahren sollten, waren in den meisten Fällen die falsche Lösung. Bei manchen führte die Erfahrung im Jugendschutz geradewegs zur Flucht auf die Straße, zum Einstieg in die Drogenszene, zur Resignation und erneuter Verletzung.³ Den Selbstaussagen der jungen Erwachsenen ist in den meisten Fällen nichts hinzuzufügen.

Christina - die über Jahre hinweg eingesperrt und vom Vater vergewaltigt in der Familie gelebt hat - berichtet von ihren Eindrücken aus der Jugendschutzstelle und ihrem Wechsel in das Kinderheim:

„Also, der Jugendschutz war für mich der Sprung ins kalte Wasser, also wirklich auf einmal war ich - wie soll ich das denn sagen - war ich von unserer Wohnung, in der puren Realität, wie es am schlimmsten kommen kann. Ich meine, ich hatte halt keine Ahnung von nichts; ich wußte nicht mal, wie man S-Bahn fährt und bin dann da reingekommen; ich wußte dann auch nicht, was gut ist und was nicht gut ist; ich hatte keine Ahnung von Drogen, ich hatte - es war wirklich der Sprung ins kalte Wasser, ja.“

Nach zwei Monaten „Leben“ in der Jugendschutzstelle und Christinas Versuchen, sich so gut als möglich mit den schwierigen und für sie fremden Verhältnissen zu arrangieren, vollzieht sich ein erneuter Bruch in ihrem Leben. Sie wird - ohne daß sie groß an der Entscheidung und Suche beteiligt war - in ein Kinderhaus „gesteckt“ (vgl. dazu das ausführliche Portrait von Christina im Anschluß).

„Und dann war ich so richtig verzogen von den anderen halt, und dann bin ich da in dieses behütete Kinderhaus gekommen, wo halt alle - oh Gott, oh Gott, die Christina, wie kann die nur, und warum macht die das und hin und her; dann hatte ich halt noch Freunde in der Stadt von der Zeit vom Jugendschutz und wollte dann mal in die Stadt fahren; das durfte ich dann aber nicht, ja, weil die Stadt ist ja so gefährlich. Die wollten halt immer, daß ich mich da voll in die Gruppe reinintegriere, ja; aber das konnte ich nicht.“

Claudio erzählt seine Odyssee durch Jugendschutzstellen, Wohnheime, Betreuungsangebote, Straße. In Bezug auf die Betreuungsangebote bleibt er sehr nüchtern:

³ vgl. Permien/Zink 1998; die dort in einem Zwischenresümee formulierte Kritik hinsichtlich der Erfahrungen von Straßenkindern mit Jugendhilfeeinrichtungen deckt sich in manchen Punkten mit Aussagen der hier Interviewten. In manchen Fällen kann „Jugendhilfe Diskontinuitäten und Erfahrungen der Ablehnung bei Jugendlichen verstärken und damit den Einstieg in eine Straßenkarriere begünstigen“ (Permien/Zink 1998, S.351). Ihre Kritik richtet sich dabei vor allem an eine mangelnde Umsetzung der Hilfeplanung und fehlende Beteiligung der jungen Menschen an diesem Prozeß.

„Sagen wir es mal so, - ich hatte so, also, - des einzigste was ich immer sagen konnte, daß ich - ein Dach über dem Kopf hatte, und daß ich nicht verhungert bin. Also, verhungern konntest nicht.“

Claudio hat seine Erfahrungen gemacht. Heute wäre er schlauer und wüßte genauer, wohin er gehen und was er sagen müßte, um das zu erreichen was er will. Er hat vor allem gelernt, „wie Menschen drauf sein können.“ „Ich habe irgendwie vom Erfahrungswert profitiert.“ In Bezug auf die Betreuungspersonen in den Schutzstellen, in denen er war, sagt er:

„Du kannst nicht alle in einen Topf werfen, die einen sind faul, und die anderen engagieren sich. (...) In einigen Institutionen sind die Sozialarbeiter echt gut. In anderen da verdienen sie nicht mal zehn Prozent von ihrem Gehalt. (...) Sagen wir es mal so, es gibt Sozialarbeiter, die kümmern sich um einen - die nehmen ihre Aufgaben ernst. Und andere, die - verbringen nur ihre Zeit, und warten, daß ihre Schicht um ist, so nach dem Motto - dann schreiben sie, was weiß ich, in ihren Bericht rein, - habe mit dem und dem irgendwas gesprochen, irgendwas halt, so kam es mir halt vor. - ja , also einige sind echt daher und helfen einem und andere - da fällt es nicht auf, ob die fehlen oder nicht.“

Auf die Frage, ob sich zwischen ihm und den BetreuerInnen irgendeine Beziehung entwickelt habe, verneint er nur:

„Gar nicht! Das war alles oberflächlich. Mehr oder weniger sich selber überlassen.“

Ganz am Ende des Interviews faßt Claudio noch einmal seine Erfahrungen in einem Bild zusammen. Er spricht damit vor allem sein Erleben mit den SozialarbeiterInnen in den Jugendschutzstellen, Wohnheimen und auf der Straße an. Zwischen den BetreuerInnen und den Jugendlichen gibt es einen „Zaun“. Claudio mahnt die fehlende Verständigung von Mensch zu Mensch an. Er wurde nicht gefragt: Was fehlt dir? Wie geht es dir? Was suchst du?

„Weil, - wie, wie gesagt, es ist ein Räuber- und Gendarmspiel. Die sind unter sich, und, und die Jugendlichen sind unter sich. Weißt, so. So, wie, wie ne Zwei-Klassen-Gesellschaft. Hier, hier is en riesengroßer Zaun, und hier ist, und ab und zu tritt man an den Zaun, und unterhält sich, so nach dem Motto. Also sagen wir es mal so, es ist so, so wie ich gerade gesagt habe, - - - du bist dann wie ne Fußballmannschaft, und das Jugendamt oder Sozialamt ist dann wie ein Sponsor, und der Sponsor guckt halt ab und zu, daß du auch seine Interessen vertrittst, guckt ab und zu mal nach dir, und, des ist kein, wie en Symbiose-Verhältnis, weißt, ein Sozialarbeiter braucht auch irgendwo Jugendliche, wo, mit denen er arbeiten kann, ganz einfach. Und ein Jugendlicher braucht einfach irgendwo ein Amt wo ihm auch - zur Seite stehen kann, in dem Sinne. Was allerdings nicht immer so - der Fall ist.“

Berta, die wegen der Gewalttätigkeiten des alkoholabhängigen Vaters in die Jugendschutzstelle flüchtet und anschließend in einer Mädchenwohngruppe ein Jahr betreut wird, berichtet von ähnlichen Erfahrungen der Gleichgültigkeit, die ihr in den Heimen begegnet:

„Ich hab nur dort gelebt anstatt zu Hause. Das war nichts anderes. Das wäre das gleiche gewesen, wie wenn ich in ein Hotel gekommen wäre, daß es mir jemand gezahlt hätte, sonst wäre ich auf der Straße gelandet. (...) Heim ist sowieso schlimmer als jeder Knast, ehrlich. Ich würde lieber einen Monat in den Knast gehen als einen Monat freiwillig in ein Heim. Im Knast weiß ich, ich bin hier und darf nicht raus und das einen Monat lang.“

Zur Jugendschutzstelle fallen ihr keine guten Erfahrungen ein:

„Andauernd gab es Schlägereien, dann wurde das und jenes geklaut, das war schlimmer als im Gefängnis irgendwie. Jeden Tag kommt jemand Neues, nimmt irgendwas mit von Dir, Du kommst nach Hause, der ist schon wieder weg, weil sie einen neuen Platz für den gefunden haben. Ich hab denen dann gesagt, ich möchte wo anders rein, ich halte das nicht mehr aus. Die vom Jugendamt hat dann immer gemeint: Ja jetzt warte doch und so und so. Die hat das voll in die Länge gezogen.“

Das ganze „Umfeld“ im Heim empfindet sie als schrecklich. Eßsaal und Büro, in dem sie Pädagogen „drinsaßen“. Sie „schämte“ sich, um Hilfe zu bitten, weil es immer eine Aufforderung bedeutete, daß „die da rauskommen“ müssen. Zwischen den Mädchen und den PädagogInnen kommt es in den Augen von Berta zu keiner richtigen Verständigung („die haben die Mädchen mißverstanden“ und „ich krieg dann Hilfeangebote, wenn ich sie nicht will, und wo ich sie brauche, bekomm ich keine“). Am Ende bleibt bei Berta das Gefühl haften, überhaupt keine richtige Chance - weder im Jugendschutz noch im Heim - bekommen zu haben. Ihr Wunsch, ins Betreute Wohnen oder eine Außenwohngruppe zu kommen, wird vom Jugendamt „nicht gehört“. Letztendlich provoziert Berta einen Rausschmiß aus dem Heim - das Leben wird ihr dort „zu eng“. Bertas Aussagen, was ihr die Hilfe gebracht oder nicht gebracht hat, sind in manchen Punkten widersprüchlich. Insgesamt beklagt sie sich, daß sie im Heim mit der gleichen Strenge und Bevormundung wie zu Hause behandelt wurde und eigentlich habe sie doch mehr Eigenständigkeit gesucht. In der folgenden Äußerung klingt ihre Ambivalenz gegenüber den Erfahrungen im Heim an.

„Ja, geholfen selber hat es mir nicht, in dem Sinn, daß ich mich verändert hab oder daß ich irgendwas Neues gelernt hab oder was weiß ich. Ich hab nur gelernt, damit ich selber auf eigenen Füßen stehen kann. Sagen wir so, für die Zeit, wo ich dort war, gab es schöne Erinnerungen, aber keine guten Erfahrungen. Jedes Mal, wenn irgendein Mädchen oder meine Schwester z.B., ihre Freundinnen - ich versuche immer den Leuten in den Kopf zu hämmern: Macht es nicht, geht nicht in ein Heim, bleibt zu Hause, da ist es am besten, glaubt es mir. Gute Erfahrungen hab ich nicht gemacht und daß mir jemand geholfen hat, auch nicht; also ich hab in der Hinsicht, daß ich, um das, was es bei mir ging, meine Probleme, hat sich keiner gekümmert, nur um das, daß es mir gutgeht, daß ich heute noch lebe, praktisch so - daß ich eine Wohnung habe, ein Bett habe und so.“

Letztlich schreibt Berta viel von dem was es an Veränderung gab, sich selber zu.

Die heute 17-jährige **Monika** berichtet über ihre Erfahrungen in einer Wohngruppe, wie sie dort wenig positive Kontakte erlebt und vor allem die Betreuer „keinen Plan“ hatten:

„Also, sag ich mal einfach, das war aber so, die haben sich echt einen Scheiß um uns gekümmert, die haben mich laufen lassen, die wußten schon selber nicht mehr, was sie mit uns machen sollten, weil viele sind ja nicht zur Schule gegangen so, haben einfach gemacht, was sie wollten.“

In einer Gesamtbilanz beschreibt sie die Zeit im Heim voller Ablehnung.

„Ja, auf jeden Fall, weil das war einfach nur kämpfen, kämpfen, kämpfen, daß du da überlebst. Aber du mußt halt immer aufpassen, du konntest keinem vertrauen.“ „Da mußt du dich beweisen, du mußt da Macht beweisen können, daß du dich nicht unterdrücken läßt, sonst würdest du da sowas von fertig gemacht. Irgendwie stehst du da ganz alleine, und die mußst sehen, wie du jetzt durchkommst, und wenn du dich da einmal unterbuttern läßt, dann hast du schon verloren.“

Die Kontakte zu den anderen Jugendlichen sind von diesem Mißtrauen und vielen Hierarchiekämpfen in der Gruppe bestimmt. Die BetreuerInnen werden in diesen Machtspielen als wenig hilfreich empfunden. In Monikas Wahrnehmung waren „die“ zu schwach und auch Monika beginnt dieses Spiel mitzuspielen, um für sich selbst das Beste draus zu machen.

„Die sind so naiv, die kannst du so gut verarschen, ehrlich, ich hab die so an der Nase herumgeführt, und die haben das nicht gemerkt, ich bin da ganz schön falsch geworden, ich mußte das, sonst kommst du nicht da durch! Ich mußte! Ja, ich bin gut da durchgekommen.“

Entsprechend dieser Erfahrungen erzählt Monika heute sehr distanziert von der Wohngruppe. Sie hat für sich diese Zeit abgeschlossen.

Ramona - heute 19 Jahre alt - ,arbeitet als Kellnerin und war mit 14 Jahren für ein halbes Jahr in einer Wohngruppe. Ihr fallen sehr schnell die ganzen „Schrecklichkeiten“ ein:

„Ja, Drogen, Waffen - das fällt mir ein. (...) Und es wurde nicht genug drauf geachtet, was die Jugendlichen so machen. War halt egal.“

Sie fühlt sich während der ganzen Zeit im Heim unverstanden und als „böses Mädchen“ behandelt. Die Drohungen, sie in ein geschlossenes Heim zu stecken, empfindet sie als Druck, der letztendlich zusammen mit einer ihr auferlegten Kontaktsperre zu ihrem damaligen Freund dazu führt, daß sie immer wieder abhaut und die Hilfe abbricht. Auf die Frage, ob sie die Erfahrungen im Heim, mit den MitarbeiterInnen etwas präzisieren könne, geht sie auf diese Drucksituation ein.

„Auf der einen Seite war Desinteresse vorhanden, und auf der anderen Seite wurde wieder unheimlicher Druck gemacht, aber irgendwie an den falschen Stellen. Man hat sich irgendwie halt immer ungerecht behandelt gefühlt. Und das Ende vom Lied war dann, daß man halt eher mit einem Problem zur Küchenhilfe oder zum Nachhilfelehrer gegangen ist.“

Ohne dieser Vertrauenspersonen wäre es für Ramona unerträglich gewesen. Im Endeffekt denkt Ramona, daß sie durch das Heim noch stärker „heruntergezogen“ wurde.

„Ich würd sogar noch sagen, die Wohngruppe hat mich ein bißchen heruntergezogen, weil ich war ja schon irgendwo hier in den übelsten Kreisen und die Wohngruppe hat einfach noch mehr runtergezogen und hat halt immer mehr so - da ist man halt gleichgültig geworden. Weil man das Gefühl bekommen hat, man ist gleichgültig. Man hat das Gefühl gehabt, du bist da irgendwie so Kind, aber das ist eh egal, was mit dir passiert. Weil halt auch keiner hinter dir gestanden hat.“

So wie es ihr erging, schildert sie auch die Schicksale ihrer MitbewohnerInnen aus dieser Zeit.

„Also, Zustände wie im alten Rom. Und was halt das komische daran ist, daß halt kaum jemand irgendwas wird. Und der Rest der ist eigentlich so unter die Räder geraten.“

Ihrem Gefühl nach waren die PädagogInnen dieser „ganzen Situation im Heim nicht gewachsen“. In Ramonas Augen waren sie nicht „anpassungsfähig“ genug, um auf die einzelnen Jugendlichen richtig eingehen zu können. Aus diesem Mißstand leitet sie ihre Forderungen ab, wie es denn besser hätte werden können.

„Als allererstes müßte mehr drauf eingegangen werden, auf den Menschen so an sich. Und dann müßten vielleicht mehr, ja mehr Unternehmungen gemacht werden. Vielleicht müßte einfach mal dieses Familiengefühl einfach mehr aufgebracht

werden. Dann müßte einem mal beigebracht werden, was Arbeit überhaupt bedeutet, und was die Zukunft überhaupt bedeutet und das müßte irgendwie alles hier grundlegend anders gemacht werden. Mir hat zum Beispiel keiner erklärt, daß ich mir mal irgendwann Gedanken drüber machen muß, wie soll denn jetzt meine Zukunft eigentlich aussehen? (...) So ein Denken wurde mir zum Beispiel da nie beigebracht. Weil einem die Existenz ja auch egal ist. Es wurde einem irgendwie überhaupt kein Lebensgefühl beigebracht.“

Norbert reiht sich in diese Negativ-Urteile zur Heimerziehung nahtlos ein. Er sitzt heute im Knast. Mitunter kam er in der Jugendschutzstelle in Kontakt mit Drogen. Seine Drogenabhängigkeit mit allen Nebenfolgen sind Auslöser für seine jetzige schwierige Lage.

„Es hat mich eher abgeschreckt so ein Heim, ja. Da waren zu viele Anforderungen da, daß man bestimmte Sachen machen muß, daß es so abzulaufen hat, das war viel zu streng. Entweder ist man rausgeflogen, oder man hat einen Anschluß bekommen oder Taschengeldsperre irgendwie so. Das war nicht mein Ding. Ich komm von der Straße, ich hab Mucke von Ordnung; sagen wir es mal so, ich komm von der Straße und dann muß ich in so ein Heim, mir wird vorgeschrieben, ich muß das und das.... Man ist sich direkt vorgekommen wie im Knast, aber das war auch so - kahle Wände, bloß zwei, drei Betten drin, das war es dann halt. Man ist halt untergebracht und fertig.“

Auch Norbert empfindet diesen Rahmen der Jugendschutzstelle als abschreckend. Ihm fehlt eine Person die sich um ihn kümmert und sich auf seine persönliche Situation einläßt.

„Gut wäre gewesen - ich sag das mal so - ein Sozialarbeiter, der nicht Sozialarbeiter ist, weil er es von Beruf ist, sondern irgendwie auch ein bißchen freundschaftlich, ja, viel lockerer, da muß was da sein, sonst ist das komisch. Dann wäre das okay.“

Zwei Portraits erfahrener Heimerziehung

Was hat die Zeit im Heim für mein heutiges Leben gebracht?

Stellvertretend für die vielen anderen Erfahrungen der jungen Menschen in und mit Heimerziehung, seien hier die Einschätzungen von Carla und Christina im Zusammenhang mit ihrer uns bereits vertrauten Vorgeschichte und aktuellen Lebenssituation im Detail weiter ausgeführt (vgl. 2.3.). Beide berichten aus ihrer Sicht der Dinge, wie sie die Heimzeit erlebt haben, was ihnen gefehlt oder genutzt, was sie leider nicht erhalten haben und was sie gesucht hätten, aber auch was ihnen an Unterstützung und Vertrauen entgegengebracht wurde. Dabei ist - dies sei vorausgestellt - die Erzählung von Carla eher ein Beispiel dafür, wie eine Hilfe im gesamten als gut und hilfreich eingeschätzt wird, am Ende aber Carla dennoch mit einigen negativen Optionen die Wohngruppe verläßt, während die Erzählung von Christina durchgängig ein schlechtes Bild der Heimerfahrungen zeichnet. Am Ende bzw. im Anschluß an die Hilfe entwickelt Christina aber für sich mit ziemlicher Selbstsicherheit eine Perspektive und - man könnte meinen - findet „abgehärtet“ aus den schwierigen und komplizierten Erfahrungen heraus.

Carla

„(...) weil sie haben wirklich in jedes Mädchen, was dort gewohnt hat, totales Vertrauen gehabt und haben einem immer wieder Mut gemacht, daß man zu allem fähig ist, wenn man nur will, und das haben sie mir auch mit auf den Weg gegeben, daß ich weiß, ich mein, ich muß es mir manchmal wieder ins Gedächtnis rufen, aber wenn ich vor einer Situation stehe, wo ich denke, es geht nicht mehr weiter oder so, dann denke ich teilweise an die Zeit zurück und weiß, die haben Vertrauen in mich gehabt, und auch wenn sie grad nicht da sind, die Sozialarbeiter und die Mädchen, ich weiß, sie würden jetzt zu mir sagen, du schaffst das.“

Was war in Carlas Sicht der Dinge hilfreich für sie?

Folgt man den Erzählungen und Einschätzungen Carlas über die Zeit in der Mädchenwohngruppe, dann entsteht der Eindruck, daß sie sehr viele wichtige Erfahrungen während der Wohngruppenzeit und durch die BetreuerInnen in der Wohngruppe machen konnte. Es war eine gelungene Hilfe, die auf allen Ebenen für Carla und ihr weiteres Leben von Bedeutung ist. Carla sagt selbst von diesen beiden Jahren in der Wohngruppe, daß es die „schönste Zeit“ war, eine sehr „wichtige Zeit für dieses Alter damals“.

Differenziert berichtet sie heute von den Ereignissen in der Familie und den Enttäuschungen in der Beziehung zu ihrer Mutter. Mehrmals kommt sie im Interview auf diese Zeit zurück und schildert ausführlich die Beziehung zu ihrer Mutter und die Veränderungen, die sich durch das Zusammenleben mit dem neuen Lebensgefährten der Mutter ergeben. Die Erfahrung, für die Mutter überflüssig zu sein und keine Beachtung und Achtung mehr zu bekommen, zieht sich durch das ganze Gespräch. In all dem - dies scheint in Carlas rückblickender Erzählung beachtenswert - , vor allem aber trotz des „Abgeschriebenseins“ hegt sie der Mutter gegenüber heute keine Haßgefühle mehr und zeigt viel Verständnis für die damalige Zeit. Für Carla war der einzige Ausweg aus dieser belastenden Situation, sich eine Hilfe außerhalb der eigenen Familie zu suchen. Gleichzeitig war es für sie eine Chance, die Beziehung zu ihrer Mutter neu zu gestalten und nicht weiter zu zerstören. Der Kontakt zur Mutter ist für Carla zwar zu Beginn der Mädchenwohngruppe zunächst abgebrochen, gleichzeitig macht sie aber deutlich, daß die Beziehung zu ihrer Mutter für sie immer noch wichtig ist - heute allerdings unter anderen Voraussetzungen. Am Schluß des Interviews berichtet sie von den Veränderungen in ihrer Beziehung zur Mutter und erzählt, daß es für sie eine Erleichterung und bestärkende Erfahrung war, aus diesem „Kreislauf“ auszubrechen;

„weil ich gesagt habe, nee, und ich mach das nicht mit, und versuchs anders zu machen und -- ja, und ich hab aus meiner Mutter ihren Fehlern eigentlich gelernt und versuchs besser zu machen, obwohl ich teilweise natürlich auch meine Fehler mache, ist klar, aber - ja, also meine Mutter und ich haben einer Ebene einfach gefunden, wo wir miteinander reden können, und wir beide haben Respekt teilweise schon voreinander...“

Carla hat sich unabhängig von ihrer Mutter gemacht und ihr gezeigt, daß sie selbständig ihr Leben in die Hand nehmen kann und darüber hinaus auch im Umgang mit ihren eigenen Kindern viele der enttäuschenden Erfahrungen wieder gutmachen kann. Ihrer Mutter kann sie ein Stück weit aus ihrem heutigen Leben heraus „vergeben“.

„ -- man muß auch einem Menschen irgendwann mal vergeben können, weil ich mach auch meine Fehler, ich bin selber jetzt Mutter, ich sehe auch die Sachen jetzt wieder aus einem ganz anderen Blickwinkel als ich damals gesehen hab als Kind...“

Der Beitrag, den die Zeit und die Erfahrungen in der Mädchenwohngruppe dazu geleistet haben, läßt sich am ehesten deutlich machen an dem großen Vertrauensvorschuß, den Carla immer wieder erfahren hat. Mit aller Konsequenz und in ihren Schilderungen auch mit einem hohen Maß an Selbstverständlichkeit wurde in sie Vertrauen gesetzt, daß sie fähig ist, selbständig Entscheidungen zu treffen und sich sicher sein kann, daß sowohl die ErzieherInnen, als auch die anderen Mädchen hinter ihr stehen. Carla schildert dieses gegenseitige Stützen in ihrem Bericht über die schwierige Anfangszeit in der Wohngruppe, und über die Parteinahme der Pädagogin gegenüber dem Rektor der Schule. Ebenso gut zeigt sich dieses Zutrauen in sie und der Rückhalt, als Carla ihre „wilde Phase“ mit Drogen und anderen Eskapaden durchlebt. Dieser Vertrauensvorschuß und die Unterstützung durch die PädagogInnen und die anderen Mädchen stehen für Carla in unmittelbarem Bezug zu ihrer Enttäuschung über die Mutter bzw. bilden dazu eine Gegenerfahrung, die für sie auch ein Stück Wiedergutmachung beinhaltet. War es dort in der Beziehung zur Mutter die Abhängigkeit und dann die Erfahrung der „Nicht-Achtung“, so ist es während der Zeit in der Mädchenwohngruppe die Unterstützung und Stärkung von Selbstvertrauen und Eigenverantwortlichkeit, die sie erfährt.

Auf die Frage, welche Erfahrungen sie aus dieser Zeit für ihr heutiges Leben mitnimmt, berichtet Carla zunächst von den „Methoden“ der Erzieher, die sie heute ganz praktisch mit ihren Kinder umzusetzen versucht, vor allem, indem sie keine Prügel verteilt. Des weiteren ist es die Selbständigkeit und der Rückhalt, den sie dabei erfahren hat: Als dritte wichtige Erfahrung, die Carla für ihr heutiges Leben mitnimmt, stehen die „tollen Freundschaften“ mit den anderen Mädchen.

Die Hilfe als ganze umschreibt sie im Bild einer „helfenden Hand“, die sie auf dem Weg zum Erwachsenwerden bestärkt hat.

„Für mich wars einfach diese helfende Hand, die natürlich auch teilweise ein bißchen stärker geschubst oder gestoßen hat, oder mich auch manchmal in eine andere Richtung gelenkt, wo ich vielleicht gar nicht hinwollte, aber was eigentlich dann schon die richtige Richtung war --“

Weiter betont sie noch einmal, daß es ihre „schönste Zeit“ war, die sie nicht missen möchte.

Das Leben in der Mädchenwohngruppe und der Kontakt mit den anderen Mädchen und den PädagogInnen

Carla lebt zwei Jahre in einer Mädchenwohngruppe zusammen mit 8 anderen Mädchen. Sowohl die Gruppenzusammensetzung als auch die pädagogischen MitarbeiterInnen bleiben die beiden Jahre relativ kontinuierlich beisammen, und die Mädchen bilden eine feste Gruppe. Carla schildert die Räumlichkeiten und die spürbar gute Atmosphäre im Haus, die Aufteilung von Aufgaben und die gemeinsamen Aktivitäten. Die Zeit ist ihr in lebhafter Erinnerung und im Erzählen entdeckt sie wieder neue Situationen von damals, an die sie lange nicht mehr sich erinnert hat und die heute noch bedeutsam sind. Über die SozialarbeiterInnen in der Wohngruppe berichtet sie:

„Ja, also, so die Leute, die Sozialarbeiter, die dort waren, die haben eigentlich alle in meinem Leben, oder in der Zeit eine sehr wichtige Rolle gespielt, weil das, die haben einfach die Rolle von den Erziehungsberechtigten, von Vater und Mutter irgendwie ersetzt, und klar...“

Besonders die Art und Weise, wie in der Wohngruppe und von Seiten der PädagogInnen aus mit Konflikten und den Schwierigkeiten der Mädchen umgegangen wurde, hat sie nachhaltig geprägt. Das was sie als „Methoden der Sozialarbeiter“ bezeichnet, bezieht sie vor allem auf gemeinsame Gespräche und die Erfahrung, daß sie eine Bezugsperson hatte, mit der sie über alles reden konnte. Für Carla ist es eine Gegenerfahrung zu der Ablehnung durch die Mutter, bei der am Ende nur Unverständnis und Schläge standen.

In bleibender Erinnerung ist ihr vor allem Stefan, ihr damaliger Betreuer und ihre Bezugsperson in der Mädchenwohngruppe. Die Anfangszeit erfordert zwar ein langsames Aneinander-Gewöhnen. Zu Stefan aber konnte sie nach dieser Phase der Eingewöhnung in diesen beiden Jahren eine dauerhafte Beziehung aufbauen, an der ihr sehr viel gelegen ist. Sie hat das Gefühl, auch heute noch davon zu profitieren und auf das Vertrauen sich stützen zu können, das dieser ihr entgegengebracht hat. Die Beziehung zu Stefan und das System einer Bezugsperson in der Wohngruppe schätzt sie als sehr prägend und gelungen ein. Zwar konnte sich Carla ihren zuständigen Betreuer nicht heraussuchen, und anfangs wäre ihr eine Frau auch lieber gewesen („weil in dem Alter ist es halt schwierig teilweise, über manche Probleme überhaupt zu reden, und ich war eigentlich sehr verschlossen am Anfang“), mit der Zeit entwickelt sich aber eine sehr vertrauensvolle und fast freundschaftliche Beziehung zu Stefan:

„(...) weil er dann einfach auch Geduld mit mir hatte und so, und dann auch viel von sich selber erzählt hat, und er war selber auch ein Heimkind gewesen, hat er's mir dann eigentlich auch ein bißchen leicht gemacht, und ich hab mich dann auch langsam ihm gegenüber geöffnet, und dann, es wurde dann eigentlich eher so, ja so ein Zwischending zwischen Freundschaft und aber auch dann eben so Bezugsperson.“

Die Offenheit Stefans, auch aus seinem Leben zu berichten, vor allem sein Vertrauensvorschuß Carla gegenüber wird von ihr als große Erleichterung empfunden. Auf dieser Ebene bildet die Beziehung für sie mehr als eine Betreuung, er ist für sie Freund, Ansprechpartner und Gegenüber.

Die Beziehung zu den anderen BetreuerInnen in der Wohngruppe erlebt sie als ähnlich stützend und vertrauensvoll. Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews schildert sie eine Szene aus der Anfangszeit in der Wohngruppe, an der sie dieses Vertrauensverhältnis deutlich macht. Carla hat immer das Gefühl, mit ihrem Leben ernst genommen zu werden und gleichzeitig auch Hilfe zu bekommen, wenn es nötig ist. Nach massiven Schwierigkeiten in der Schule und der Androhung eines Rauschmisses aus der Schule schreibt die Sozialarbeiterin einen Brief an den Rektor, den sie auch Carla zu lesen gibt. Carla findet sich in diesen Worten wieder und lernt ein Stück weit, sich selber verstehen zu können:

„ja... da dank ich eigentlich heute noch dafür, weil das war echt toll, weil ich hätte das gar nie so überbringen können wie sie als Pädagogin jetzt, was da jetzt mit mir, ich hab's auch selber nicht gewußt, was mit mir eigentlich los ist.“

Carla schildert noch eine zweite Szene, die für sie sehr wichtig war:

„der C. hat mal gesagt, an meinem Zimmer hätte man immer erkennen können, so wie mein Zimmer praktisch ist, ob's jetzt aufgeräumt ist oder total chaotisch, so hätte man sehen können, wie's in mir drin grade aussieht, also wenn nur Kleider

überall auf dem Boden gelegen haben oder so, dann ging's mir einfach miserabel, und wenn's aufgeräumt war, dann ging's mir gut, und das war wirklich so.“

Sie schildert die Pädagogen als Vermittler zwischen ihren eigenen Gefühlen und Bedürfnissen und den Anforderungen, die an sie gestellt sind. Mit einem großen Vertrauensvorschuß wird ihr gegenüber gehandelt. Das Spannungsfeld von Selbständigkeit und Kind-sein-wollen, das sie vielfach schildert, wird für sie in aller Konsequenz berücksichtigt. Sie selbst hat die Möglichkeit zu wählen, wohin sie will und was sie will. An zwei Stellen erzählt sie von solchen Erfahrungen. Nachdem sie zunächst über die konsequente Aufgabenverteilung in der Wohngruppe berichtet und den Vertrauensvorschuß (hier in bezug auf die Fähigkeit kochen zu können - „meine Mutter hat mich nie kochen lassen“), der ihr entgegengebracht wird, fährt sie folgendermaßen fort:

„Aber sie haben einen auch wiederum Kind sein lassen, also, und waren auch selber teilweise total kindisch oder kindlich.“

Für Carla ist es ein Ausdruck von Vertrauen und Ehrlichkeit, daß auch die PädagogInnen ihr und den anderen Mädchen gegenüber ihre kindlichen oder vielleicht auch spielerischen Seiten zeigen. An einigen Stellen erzählt Carla von langen Abenden in der Gruppe, in denen sie gemeinsam gespielt, und auch mal ihre Rollen getauscht haben. Die eindrücklichen Ferienerlebnisse, während denen es solche guten Erfahrungen in der Gruppe und mit den PädagogInnen gab, sind ihr in bester Erinnerung und sie schlägt einen Bogen zu ihrer heutigen Lebenssituation, in der sie diese Erfahrungen manchmal vermißt.

Auf die Frage, ob das Handeln und die Unterstützung durch die Pädagogen für sie hilfreich waren, und welche Auswirkungen dies bei ihr hatte, antwortet Carla:

„Einfach mal - nachzudenken wirklich, weil man hat ja einfach manchmal gehandelt und hat überhaupt nicht drüber nachgedacht, warum man jetzt das macht, und vor allem ob man jetzt vielleicht jemand dabei weh tut oder so, und durch die Gespräche irgendwie, man hat ja gesehen, sie verstehen einen schon, warum man das macht, und sie können sich auch irgendwie in die Lage versetzen, obwohl sie Erwachsene sind, aber auf der anderen Seite können, sind sie dann auch erwachsen und sehen's von der anderen Seite, und das war halt einfach hilfreich, sich nicht irgendwie so verstoßen zu fühlen, weil man ja jetzt ein Kind ist oder weil man ein Teenager ist, sondern irgendwie trotzdem zu hören von einem Erwachsenen, ich versteh dich, warum du das machst, und - also ich muß sagen, es hat mir eigentlich für mein jetziges Leben schon viel gebracht, grade diese WG-Zeit, einfach diese Selbständigkeit, und auch dieses Vertrauen teilweise, das sie in uns hatten.“

Über die anderen Mädchen in der Wohngruppe und das Zusammenleben in der Mädchen-Gruppe weiß Carla viel zu erzählen. Es war für sie eine „witzige Zeit“ mit den anderen Mädchen, die sie als ihre Schwestern bezeichnet. Trotz einiger Reibereien war das Zusammenleben mit den anderen Mädchen hilfreich. Es wird viel miteinander geredet, was mit „gleichaltrigen Jungen“ in Carlas Augen nicht so einfach möglich gewesen wäre. Die Beziehungen zu dieser Zeit in der Wohngruppe waren den Erzählungen von Carla folgend sehr intensiv, man wußte viel über die Lebensschicksale der anderen Mädchen, redet wenn nötig auch darüber. Oder wußte sich einfach verbunden:

„Jeder hatte sein Problem und jeder war hier in der WG, einfach weil er es zu Hause nicht mehr ausgehalten hat, oder weils einfach nicht mehr ging, und jeder hatte -- bei jedem hat die Seele geschmerzt und das Herz geschmerzt, also von daher wußte jeder, wie der andere sich gerade fühlt...“

Für Carla ist es eine Art Solidargemeinschaft, in der sie selbst die Rolle einer „Seelenklempnerin“ wahrnimmt. Für viele der Mädchen ist sie Ansprechpartnerin, wenn es Schwierigkeiten in der Liebe oder mit den Eltern, aber auch mit den Sozialarbeitern in der WG gibt. Sie genießt es förmlich, diese wichtige Funktion in der Wohngruppe zu haben und berichtet, wie sie während dieser Zeit schon sehr selbständig ist.

„Weil ich war das schon gewohnt von meiner Mutter, und war praktisch schon für mein Alter eigentlich relativ weit, was vielleicht andere nicht so waren, weil sie einfach eine andere Erziehung oder anders erzogen wurden, und die kamen immer alle zu mir, aber ich meine, ich habs auch irgendwie teilweise genossen.“

Das Leben in der Wohngruppe ist geprägt von Selbständigkeit, und in den Schilderungen von Carla entsteht ein Bild von einem offenen und einladenden Haus, das für Carla eine Gegenerfahrung zur Familie bietet. Die Regeln sind für sie zwar zunächst ungewohnt und sie empfindet vieles einengend, doch es gelingt ihr, für die Absprachen Verständnis zu entwickeln und deren Sinn zu verstehen. Sie kann sich damit arrangieren, „weil es waren keine Regeln, die in dem Sinn wehgetan haben, wie jetzt Schläge oder so, also die konnte man dann schon akzeptieren irgendwie“. In ihrer Familie und bei ihrer Mutter waren Regeln immer mit Bevormundung verbunden und mit dem „Seelenschmerz“, den sie durch die Ablehnung durch die Mutter und die Schläge zu Hause erfahren hat. In der Wohngruppe ging es um reale Situationen und Auseinandersetzungen, die weniger an Personen als an Sachen orientiert waren.

Beendigung der Hilfe und Übergang in ein selbständiges Leben

Das Ende der zwei Jahre in der Mädchenwohngruppe ist überschattet von der unerwarteten Schwangerschaft Carlas. Für Carla war diese Nachricht ein „Schlag, ich hab gedacht die Welt geht unter.“ Die Entscheidung, diese Situation in die Hand zu nehmen, steht für sie aber außer Frage. Infolgedessen wandelt sich ihr Leben schlagartig und sie versucht, in aller Konsequenz Verantwortung für ihr Leben und das Leben des Kindes zu übernehmen. Den Auszug und das schnelle und selbstverschuldete Ende der Wohngruppe bedauert sie zwar und erzählt von ihrem „Trennungsschmerz“ beim Abschied aus der Wohngruppe, für sie ist die Reaktion der MitarbeiterInnen der WG aber nachvollziehbar und sie akzeptiert deren Entscheidung. Als Bedingung für eine Weiterführung der Hilfe war zwischen allen Beteiligten vereinbart worden, daß Carla ihre Ausbildung fortführt. Sie selbst bricht allerdings ab.

Auch in der Passage über die Beendigung der Wohngruppenzeit berichtet Carla, wie alle in der Wohngruppe hinter ihr standen und sie bestärkt haben, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen, aber auch die Konsequenzen tragen zu können. Über die Reaktion von Stefan auf die Nachricht von ihrer Schwangerschaft ist sie zunächst verwundert, kann ihn letztlich aber auch in seiner Enttäuschung verstehen, indem sie die Zeit kurz vor der Schwangerschaft vorbeiziehen läßt und ihre „wilde Zeit“ schildert:

„Weil ich war so wild, ich war, ich hab, mir war eigentlich irgendwie alles egal, ich hab nur gelebt, ich hab einfach nur gelebt, ich hab alles genossen, alles in mich reingesogen, was es so gab, und hab mir die Nächte um die Ohren dann später gehauen, und ich hatte dann auch, ich hab dann auch Drogen genommen, das war dann auch noch ein Problem kurz vor der Schwangerschaft, daß ich dann irgendwie - ein halbes Jahr vorher dann irgendwie, oder ich hatte mit 14 schon angefangen gehabt, Haschisch zu rauchen und so, und dann mal auch Koks ge

nommen und -- und dann hab ich auch Ecstasy damals probiert, das war dann kurz vor der Schwangerschaft, und das haben die halt alles mitgekriegt.“

Das Verständnis für ihre wilde Zeit und der Vertrauensvorschuß der MitarbeiterInnen und der anderen Mädchen bestärken Carla darin, auch selber mehr Verantwortung zu übernehmen:

„Weil die in der WG, die Mädchen jetzt und die Sozialarbeiter alle hinter mir standen, also sie haben mich nicht alle niedergemacht jetzt, daß ich das gemacht habe, sondern sie haben mir eigentlich alle gesagt, das ist doch schlecht, was du da machst, du brauchst das doch nicht und so, und wir mögen dich alle so, wie du bist, und nicht mit Drogen und so, und das hat mir dann echt geholfen, (...).“

In der Wohngruppe bekommt sie alle Unterstützung, um ihren Auszug und den Beginn der Schwangerschaft gut zu regeln. Die Vermittlung in ein Mutter-Kind-Wohnheim ist ein Schritt auf diesem Weg. Sie wohnt zunächst übergangsweise bei ihrer Mutter, bis ein Platz im Mutter-Kind-Heim frei wird. Die Zeit im Mutter-Kind-Heim umschreibt sie als eine weitere Stufe nach der „Jugendbetreuung“. Tagsüber hatte sie eine Ansprechpartnerin im Heim, die bei der Versorgung der Kinder mithalf, es gab gemeinsame Essen - für Carla bleibt es eine wichtige Übergangslösung, in der sie noch ein Stück Gemeinschaft erfährt, bevor sie sich eine eigene Wohnung mit ihrem Kind sucht.

Christina

„Ich wollte, daß die mich so akzeptieren, wie ich bin und mir vielleicht auch mal ein bißchen helfen, aber nicht helfen in dem Sinn, irgendeine Strafe aufbrummen, sondern mal mit mir reden und so.“

Was war in Christinas Sicht der Dinge die Hilfe für sie?

Die Erfahrung, aus der Familie mit all ihren Belastungen in die Jugendschutzstelle zu kommen, war für Christina ein „Sprung ins kalte Wasser“. Schlimmer hätte es ihren Worten zufolge gar nicht kommen können. Aus ihrer eingesperrten Welt und der Ausbeutung durch die Familie wird sie in eine Realität von Straßenkindern, „Monsterjunkies“, Babystrich und Gleichgültigkeit geworfen. Eine Erfahrung, die sie maßgeblich geprägt und ihr Selbstbewußtsein gestärkt hat. Gleichzeitig wurde sie aber auch enttäuscht und blieb ohne Resonanz. Vom Jugendschutz kommt sie ins „behütete Kinderhaus“, wo sie wieder auf Unverständnis stößt, diesmal aber gerade dem gegenüber, was sie im Jugendschutz mühevoll lernen mußte: Sich durchkämpfen und durchhalten. Versuche, Christina in die Gruppe zu integrieren, schlagen alle fehl. Für sie war es aber so, daß sie das gar nicht konnte, weil sie auf ihre Suche nach Verständnis keine Antwort bekommt.

„Ich wollte, daß die mich so akzeptieren wie ich bin und mir vielleicht auch mal ein bißchen helfen, aber nicht in dem Sinn, irgendeine Strafe aufbrummen, sondern mal mit mir reden oder so.“

In dieser Schlüsselaussage nimmt Christina den Anlauf, das zu verdeutlichen, was ihr die ganze Zeit während ihrer Heimzeit gefehlt hat. Ein Gegenüber, ein Mensch, der ihr zuhört und der zu ihr steht.

Auf die Frage, was sie denn aus diesen Erfahrungen mitgenommen hat schildert Christina noch einmal ihren „Horrortrip“:

„Also durch die Zeit Jugendschutz, Kinderhaus bin ich zum vollen Steh-Auf-Männchen geworden, ja, also ich weiß, daß ich mit allem fertig werden kann nach der Zeit da. Und ich hab relativ viel Selbstbewußtsein also, hab ich schon mitgekriegt, ja. Und ich hab halt auch mitgekriegt, wie es ist auf der Straße zu leben.“

Christina wird „überschnell“ reif und muß lernen, sich zurecht zu finden. Der Jugendschutz ist für sie dabei eine Art „Überlebenstraining in der Großstadt“. Sie wird damit aber alleingelassen.

In Bezug auf ihre Familie hat die Heimzeit ihr gar nichts genützt. Sie kehrt in die Ursprungsfamilie zurück und versucht, sich dort zu behaupten. Eine Klärung oder Auseinandersetzung mit dem Vater, den Eltern, dem Bruder, findet zu keiner Zeit statt. Einzig bemerkt Christina, daß es für sie ein wichtiger Schritt war, ihren Eltern zu zeigen, daß „es so nicht geht“. Sie hat für sich einen Ausweg gefunden, die Bedeutung der Jugendhilfe bleibt dabei zweideutig.

„Ich denke, ich hab die Heimzeit so gebraucht, um meinen Eltern zu sagen, in unserer Familie ist was nicht in Ordnung; um das zu sagen, hat es eigentlich schon gewirkt, obwohl sich nicht so arg viel geändert hat, als ich wieder nach Hause gekommen bin.“

Die Erfahrungen und Einschätzungen zur Jugendhilfe bleiben in Christinas Berichten insgesamt negativ. Einzig die Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin ist für Christina eine Person, zu der sie Vertrauen entwickeln kann - die Therapie bleibt aber ein separierter Ort.

Trotz dieser ambivalenten Erfahrungen macht Christina ihr Abitur nach und nimmt sehr konsequent ihre Ziele in Angriff, wenn auch deutlich wird, daß sie ein Nomadenleben führt und es an keinem Ort lange aushält, weil die Vergangenheit sie immer wieder einholt.

Jugendschutzstelle - „man kam sich wirklich vor wie in einem Abstellgleis“

„Ja [lacht], und also ich bin da hingekommen, und das war erst mal furchtbar, also ich weiß nicht, wie es jetzt ist, aber damals war es halt wirklich runtergekommen.“

In den Worten der anderen Jugendlichen ist die Jugendschutzstelle der „Strafvollzug“ für die Erzieher, die dorthin sozusagen strafversetzt werden, weil sie wo anders „Scheiß gemacht haben“. Alkohol, Drogen, Prostitution, Diebstahl, Langeweile, undurchsichtige Regeln, keinerlei Beschäftigung und die heruntergekommenen Räumlichkeiten bestimmen den Alltag in der Jugendschutzstelle. Die von Christina eigentlich erhoffte Perspektive, hier erst einmal Schutz zu finden, entpuppt sich als das Gegenteil.

„Auf einmal war ich von unserer Wohnung - wie soll ich das denn sagen - war ich, ja, in der puren Realität, wie es am schlimmsten kommen kann.“

Am härtesten trifft sie aber der Vertrauensmißbrauch in der Jugendschutzstelle, weil der Erzieher bei Aufnahme von Christina gleich ihre Mutter anruft und dieser mitteilt, daß ihre Tochter in „guten Händen der Stadt“ sei und daß Christina freiwillig hier sei und „Sie werden ja wohl schon wissen, was ich meine, und wenn nicht, dann fragen Sie mal ihren Mann“. Verständnis für ihre Lage findet sie weder von Seiten der Betreuer noch der Jugendlichen - Christina versucht, sich so gut als möglich mit dieser Situation zu arrangieren und läßt sich auf ähnliche Geschichten wie die anderen Jugendlichen ein: Drogen, Diebstahl, Alkohol, - eine Strafe wegen Körperverletzung und Hausfriedensbruch handelt sie sich dabei ein. Wie es ihr während dieser Zeit erging, beschreibt sie in der Weise, daß sie zunächst ihr Freund verlassen hat, weil es alles zuviel für ihn war und dann:

„ich hatte dann nicht nur keine Familie mehr, sondern halt auch gar niemand eigentlich. Das war schon schlimm irgendwie. Also mir ging es da schon ziemlich dreckig...“

Während der Zeit im Jugendschutz hat sie danach aber niemand gefragt.

„und ich hatte da so eine ganz Tolle vom Jugendamt (ironisch), ich weiß auch nicht mehr wie die heißt.“

Die weitere Klärung einer Perspektive für Christina findet zwar gemeinsam mit einer Frau vom Jugendamt statt. Christina verbindet mit dieser Sozialarbeiterin allerdings keine guten Erinnerungen. Möglichkeiten, daß Christina ihre Vorstellungen erläutern kann, gibt es nicht und es wird mehr über Christinas weiteren Lebensweg bestimmt als daß Christina sich in diesen Prozeß integriert sieht. Als einen großen Fehler sieht Christina ihre Vermittlung in das Kinderhaus an. Für sie war es eine Fehlentscheidung. In der Folge zieht Christina sich wütend zurück.

„Ich war so wütend auf diese Frau vom Jugendamt und auf alles, und weil die auch nicht zu mir gestanden hat und auch weil die voll Scheiße war zu meinen Eltern irgendwie am Schluß. Die hat sich dann auch nicht mehr um die Kommunikation gekümmert“.

Als Christina dann überstürzt aus dem Kinderhaus zu ihren Eltern zurückkehrt, fühlt sie sich durch die Frau vom Jugendamt im Stich gelassen und hat auf der anderen Seite auch Angst vor einem Gespräch mit ihr, da sie befürchtet, wieder in ein anderes Heim vermittelt zu werden.

Im Kinderhaus - „ich weiß nicht, ich hab mich da halt nicht wohlfühlt. Mich da in irgendeine von den beiden Gruppen reinzuquetschen, das wollte ich nicht“

Christina ist das erste Kind, das seit langem neu in diese Gruppe kommt („die haben sich schon ewig gekannt). Das Kinderhaus und das zuständige Erzieher-ehepaar orientieren ihre Arbeit stark an einem Familienmodell. Christina ist vom Alter genau zwischen den beiden Altersgruppen. Ihre Anfangszeit im Kinderhaus ist für sie und auch alle anderen in der Wohngruppe schwierig:

„Ich hab mich halt überhaupt nicht mit denen verstanden, am Anfang, weil ich war halt durch den Jugendschutz ziemlich em, anders irgendwie, die waren halt immer so behütet und so, und ich hab halt immer Ärger gesucht und war halt aggressiv und alles, ja.“

Christina fühlt sich eingesperrt im Kinderhaus und unverstanden. Im Vergleich sind die Menschen dort netter als im Jugendschutz „man konnte mit ihnen reden“, gleichzeitig ist für Christina klar, daß sie dort nicht reinpaßt:

„Ich war da halt so ein bißchen der Eindringling in denen ihr Familienleben; ich meine, die waren halt schon ewig zusammen, die ganzen Kinder und Jugendlichen, die da waren, die waren schon Anfang an, also von winzig, immer dort, ja (...) ich bin da halt nicht so richtig reingekommen in denen ihren Familien-Kreis.“

Das Familienprinzip im Kinderhaus bleibt für Christina ein künstlicher Ort (synthetische Gemeinschaft) die ganz und gar nicht mit ihrer Situation übereinstimmt. Der Auszug aus der Familie, der Schritt in die Jugendschutzstelle und dann der erneute Kontrast in der Familiengruppe sind für Christina Wechselbäder. Ihre eigenen Themen und Schwierigkeiten bleiben weitgehend außen vor. Wenn sie schon nicht dazugehört, dann kann sie auch die Regeln brechen, die nicht die ihren sind. Im Kinderhaus kommt es ständig zu Konflikten um Regeln

und Ordnung. Ihre Wunschvorstellung nach Nähe und Verständnis für ihre Belange finden keine Erwiderung - sie fühlt sich weiter unverstanden.

Neben dem Kinderhaus findet Christina eine „Familie“ unter Gleichaltrigen nach ihren Vorstellungen: Sie engagiert sich ehrenamtlich im Jugendhaus und verbringt viel Zeit dort. Über vier Jahre lang geht sie jeden Tag ins Jugendhaus, auch nachdem sie wieder bei ihren Eltern ist: „und das war halt meine Familie“. Sie macht im Jugendhaus ihre Schularbeiten und findet dort einen Freund. Erst nach langen Auseinandersetzungen mit den ErzieherInnen im Kinderhaus kann sie denen verständlich machen, daß das für sie ein wichtiger Ort ist, den sie ihr nicht „verbieten“ können. Neben dem Jugendhaus gibt es ein sehr entscheidendes Angebot, das auch von den ErzieherInnen unterstützt wird - die Therapie.

Die Therapie als eigener Ort - „das ist das einzigste, was wirklich die Erzieher für mich gemacht haben, wo ich ihnen auch dankbar bin, daß sie mit mir zum Psychotherapeuten gegangen sind“

Die Therapie ist für Christina die einzige Zeit, die ihr allein „gehört“:

„Ja, das hat mich so ziemlich gerettet. Durch die bin ich irgendwie ein bißchen zu mir gekommen. Das war auch ganz allein meins, da war niemand dabei, kein Erzieher und keine Eltern und nichts. Das war für mich - und meine Mutter wollte immer da hingehen und ich hab gesagt: wenn da da hingehst, geh ich nie wieder dahin, weil das war meins.“

Die Therapie dauert zwei Jahre und wird noch fortgeführt, als Christina wieder bei ihren Eltern wohnt, bis die Krankenkasse nicht mehr weiterfinanziert. Auf die Frage, was denn das Hilfreiche an der Therapie war, antwortet Christina: „Die war halt da immer da“, mit der Therapeutin bespricht sie ihre Alltagsprobleme und findet für sich einen Ort der Ruhe und des Verständnisses. Das Thema Eltern und Mißbrauch will Christina auch in der Therapie nicht so direkt angehen:

„Ich rede da heute auch nicht drüber. Das will ich nicht. Das ist fertig, das ist für mich gegessen. Ich glaub auch dran, daß das wahrscheinlich irgendwann wiederkommt und daß ich irgendwann mal drüber reden muß und so, aber jetzt noch nicht. Solange ich das nicht muß, mache ich das auch nicht.“

Die Therapeutin richtet sich nach diesem Wunsch, auch wenn durchscheint, daß die Vergangenheit und ihre Familie Christina immer wieder einholt. Leider endet die Finanzierung der Therapie mit der Volljährigkeit von Christina, sie selbst hätte diese Hilfe gerne weiter in Anspruch genommen.

Christina und ihre Familie während der Zeit im Kinderhaus

Zwischen Christinas Eltern und dem Kinderhaus gibt es die ganze Zeit über keinen Kontakt. Die Eltern weigern sich, mit den Erziehern zu reden. Für Christina bleiben ihre Eltern ein schwarzes Tuch, es findet kaum eine Annäherung oder auch ein Eingeständnis der Schuld durch den Vater statt. Die Mutter ist fassungslos über das Geschehene und Christina macht deutlich, daß die Mutter, selbst wenn sie Verständnis für Christina und die schwerwiegenden Belastungen durch ihren Ehemann haben sollte oder wollte, dies nicht umsetzen kann.

„Meine Mutter würde mir vielleicht gerne glauben, aber - ich muß dazu sagen, meine Mutter ist gehbehindert, ja, sie also voll auf meinen Vater angewiesen, und wenn meine Mutter mir glauben würde, dann müßte sie ja theoretisch durch das Glauben auch handeln, und das kann sie ja nicht, weil wenn sie meinen Vater verlassen würde, dann wäre sie ja völlig aufgeschmissen...“

Statt dessen bleibt Christina die Schuldige am Zerfall und am ganzen Unglück der Familie und bekommt dies, wo es nur geht, zu hören. Die Mutter leidet am Magen und den Nerven, gleichzeitig stürzt die Familie angeblich in den finanziellen Ruin durch die teuren Heimkosten, der Vater habe eine Erbkrankheit und der Neurologe meine, daß dies daher komme, daß sie über die Vergangenheit nicht reden würden.

„Du bist schuld, du bist schuld, du bist schuld deswegen und deswegen und deswegen und überhaupt, und wie konntest du nur und hin und her und...“

Christina verhält sich den Eltern gegenüber distanziert und versucht, sich ihnen gegenüber zu behaupten und sich nicht den Schuldzuweisungen auszuliefern. Erstaunlicherweise geht sie aus dem Kinderhaus wieder in ihre Ursprungsfamilie zurück.

Beendigung der Hilfe im Kinderhaus und wieder zurück in die Familie

Im Kinderheim wurde es für Christina immer schlimmer, sie hatte am Ende so viele Strafen, daß sie die heute noch abarbeiten müßte. Die Rückkehr in die Familie ist für Christina die „einfachere Alternative“:

„Ich hatte so viel Scheiße am Hals im Kinderhaus, ich mußte da raus, das wäre nicht mehr gegangen“

Sie bleibt in der Schule sitzen und verbaut sich auch dadurch das Leben im Kinderhaus. Von heute auf morgen kehrt sie in die Familie zurück. Der Kontakt zu ihren Eltern ist immer noch angespannt und mit dem Bruder streitet sich Christina nur noch. Christina geht den Weg des geringsten Widerstands, versucht, dem Bruder und den Eltern aus dem Weg zu gehen, indem sie sofort nach der Schule im Jugendhaus bleibt und erst spät abends nach Hause kommt. Ein Stück fällt sie wieder in alte Muster zurück und muß wieder im Haushalt mithelfen. Nach einem $\frac{3}{4}$ Jahr zieht sie nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Bruder zu ihrem Freund, dann folgt eine kurze Episode, in der sie in einer Fahrschule wohnt. Wie ein „roter Faden“ zieht sich ihr ständiges Kommen und Gehen durch ihr weiteres Leben: „Ich hab mit keinem mehr Kontakt, den ich früher jemals gesehen hab.“

Aspekte pädagogischen Handelns - Was nützt und was schadet?

Die jungen Menschen berichten auf der einen Seite von positiven Unterstützungsleistungen, die ihnen halfen, sich aktiv mit sich und ihrer Lebensgeschichte auseinanderzusetzen und Belastungen aufzuarbeiten. Sie hatten Gelegenheit, die Trennung von der Familie zu verstehen, sie konnten ein Ziel finden und anknüpfen an eigene Fähigkeiten und Ressourcen, sie fanden sich angenommen als Person. Sie berichten aber auch von Verletzungen in und durch Heimerziehung. Manche der jungen Menschen wurden dadurch „härter“ mit sich selbst und im Umgang mit anderen Menschen, bei anderen schwingt in ihren Erzählungen die Enttäuschung und Resignation weiter mit.

Betrachtet man die Interviewaussagen im Vergleich, so lassen sich konkrete Aspekte dessen präzisieren, was in den Augen der jungen Menschen geholfen hat bzw. was ihnen gefehlt hat. Diese Anforderungen lassen sich ordnen: War das Heim für mich ein Ort, an dem ich Abstand und Klärung von belastenden Erfahrungen gewinnen konnte? Habe ich während dieser Zeit im Heim erfahren, daß jemand für mich da ist, der oder die mir Sicherheit und Anregung bietet? Konnte

ich einen Menschen oder vielleicht sogar mehrere Menschen finden, die Vertrauen in mich gesetzt haben, die nicht gleichgültig ihrer Arbeit nachgegangen sind, sondern ein Stück Freund, Wegbegleiter, Ersatzeltern und Ansprechpartner waren? Fand im Heim eine Auseinandersetzung mit meiner Geschichte statt und wurde ich dabei begleitet? Habe ich Unterstützung erfahren bei Themen, die mich beschäftigen und mich bewegen? Konnte ich mich einlassen auf die Gruppe und den neuen Lebensort? Wurde ich von den anderen Jugendlichen aufgenommen und akzeptiert?

Je mehr man sich in die einzelnen Lebensgeschichten vertieft, um so deutlicher werden die Umriss hier nur vage formulierter Aspekte einer gelingenden Erziehung im Heim. In jedem Fall zeigen sich andere Nuancen der skizzierten pädagogischen Grundsituationen in Heimerziehung. Von hier aus ergeben sich vielfältige Anregungen für pädagogisches Handeln unter Einbeziehung der Erfahrungen und Kritik der jungen Menschen. Aus dem Interviewmaterial konnten fünf solcher zentraler Unterstützungsfaktoren rekonstruiert werden, die eine gelungene Hilfe in Heimerziehung aus Sicht der Betroffenen kennzeichnen.

Verletzungen erkennen und anerkennen, Distanz ermöglichen, Entlastung schaffen, Sicherheit und Stabilität geben

Die biographischen Vorerfahrungen und Verletzungen der jungen Menschen bilden den Ausgangspunkt jeder Art von Hilfe. Werden diese verstanden und kommt es daraufhin zu einem Bündnis zwischen den jungen Menschen und den MitarbeiterInnen, in manchen Fällen auch mit den Eltern, dann führt dies in der Regel zu einem gemeinsamen Prozeß der Perspektivenklärung. Werden die biographischen Erfahrungen und die daraus resultierenden Themen der jungen Menschen nicht verstanden, fehlt der gemeinsame Ansatzpunkt. Die jungen Menschen fühlen sich fehl am Platz, ausgeschlossen und mit ihren Verletzungen allein gelassen. Distanz und Entlastung kann mehreres bedeuten. Ist es im einen Fall eine gezielte Krisenunterbringung und die Klärung steht an erster Stelle, kann im anderen Fall eine intensive therapeutische Hilfe von Nutzen sein. Bleibt im einen Fall die Unterstützung zeitlich begrenzt, kann im anderen Fall eine dauerhafte Beheimatung und Loslösung von der Familie erklärtes Ziel werden. Im Mittelpunkt steht das Kind und der/die Jugendliche und ihr Bedürfnis nach Schutz, Sicherheit, Anerkennung, Kontinuität und Verlässlichkeit.

Das Beispiel von Carla bringt sehr plastisch auf den Punkt, wie notwendig diese gemeinsame Verstehensgrundlage ist, damit die Trennung und das Leben am anderen Ort von den jungen Menschen als eine Entlastung empfunden wird und sie der Hilfe einen Sinn abgewinnen können. Die Wohngruppe wird für sie zur Gelegenheit, den Kreislauf von Ablehnung und gegenseitiger Zurückweisung zu durchbrechen. Sie fühlt sich in ihrer Geschichte verstanden. Dies wird für Carla, wie auch für viele andere Interviewten zur Basis, ihre eigene Geschichte besser zu verstehen. Der selbständige Schritt aus der Familie ins Heim, der Wechsel in eine Wohngruppe oder in manchen Fällen eine Krisenunterbringung im Heim darf nicht dazu führen, die Vergangenheit in ihrer Bedeutung für die jungen Menschen zu vergessen. Ansonsten wird das Heim zu einer „heilen Welt“. Manchmal bleibt damit den jungen Menschen der Sinn der Hilfe verschlossen. Für Christina war die Möglichkeit, in ein Heim zu gehen grundsätzlich wichtig, um aus der Familie herauszukommen und, wie sie sagt, ihren Eltern zu zeigen, daß da etwas nicht stimmt in ihrer Familie. Gleichzeitig führt die Distanz zur Fa

milie nicht zur Entlastung, sondern zu einer Berg- und Talfahrt und erneuten Krisensituationen, mit denen Christina fertig werden muß. Die gewählte und mit viel Energie durchgesetzte Distanz zu ihrer Familie, ihre Flucht führt zu keiner ihr entsprechenden Aufnahme an anderem Ort. Die ganze Jugendhilfezeit Christinas behält den Charakter einer „Krisenunterbringung“, die nicht über dieses Stadium hinaus gelangt. Vertrauen und Geborgenheit werden für Christina zu leeren Begriffshülsen, deren Sinn sie zwar ersehnt, leider aber nicht in der Jugendschutzstelle und auch nicht im Kinderheim findet. In vielen Fällen bietet Heimerziehung zwar eine sichere Existenzgrundlage für die jungen Menschen, oftmals brauchen diese aber mehr.

Das Bild der Wohngruppe als Gegenwelt, Entlastung oder positive Gegenerfahrung zur eigenen Familie taucht in vielen Geschichten auf. Der mögliche Vergleich mit dem Leben und den meist belasteten Erfahrungen aus der Herkunftsfamilie ist ein wichtiger Faktor für die jungen Menschen. An ihren Vorerfahrungen messen sie gleichzeitig die Veränderungen und den Nutzen der Hilfe. Es gibt Teile der Geschichten der jungen Menschen, die nicht verdrängt werden dürfen, zu denen aber in vielen Fällen erst nach neuen und ermutigenden Erfahrungen überhaupt ein Verhältnis entstehen kann. Aus der Distanz erst ist eine Wiederannäherung möglich und erst die Trennung ermöglicht es, unterstützt und begleitet die eigene Lebensgeschichte in die Hand zu nehmen. Die jungen Menschen orientieren sich z.B. an folgendem Vergleich: Waren es in der Familie emotionsbesetzte Regeln, Ambivalenzen, Gewalt, Vernachlässigung, Bevormundung, Ablehnung, so sind es in der Wohngruppe der Vertrauensvorschuß, Bestärkung, Selbständigkeit, durchschaubare Regeln und Absprachen, verlässliche Beziehungen, die Sicherheit geben und einen Teil dazu beitragen, daß eine Versöhnung mit der Geschichte möglich wird. Wichtig scheint es dabei zu sein, daß die jungen Menschen das Gefühl und die Sicherheit erhalten, nicht einseitig für alles verantwortlich zu sein, sondern zu wissen, daß ihre gesamte Lebensgeschichte, aber auch die Familie und gesellschaftliche Bedingungen dazugehören.

Verständnis entgegenbringen, Eigenkräfte stärken, Angebote gemeinsam entwickeln, nicht aber aufzwingen, Hilfe vermitteln - auch an einem dritten Ort

In den Augen der jungen Menschen ist es die Balance zwischen den Anforderungen an sie und dem Anknüpfen an ihre Möglichkeiten, die ihnen hilft, sich weiterzuentwickeln und ihre Belastungen zu überwinden. Sie suchen Verständnis, aber auch Auseinandersetzung, Anregung und Rückzugsmöglichkeiten. Sie wollen gefordert, aber auch in Ruhe gelassen werden.

Ohne Einschränkung findet Carla in der Mädchenwohngruppe ihren Platz, sie genießt es, mit anderen Mädchen in ähnlichen Schwierigkeiten zusammenzuleben und empfindet eine Ausgewogenheit im Handeln der PädagogInnen, die ihr gut tut. Selbständigkeit wird ihr abverlangt, allerdings so, daß Carlas Alter, ihr Können und Wollen berücksichtigt wird. Sie genießt viele Freiräume, in denen sie mit den anderen Mädchen zusammen Unternehmungen macht. Gleichzeitig ist ihr bewußt, daß es auch Anforderungen, z.B. Schule und Ausbildung gibt, die darunter nicht leiden sollen. Und für Carla gewinnen selbst die Regeln und Absprachen, die das Gruppenleben bestimmen, ihren Sinn. Christina vermißt diese Mischung aus Entgegenkommen und Fordern von Seiten der Erwachsenen, mit

denen sie zu tun hat. Weder altersgerecht noch ihren Bedürfnissen entsprechend findet sie Hilfe und Verständnis. Bereits am ersten Tag dort verliert sie die Hoffnung, daß man ihr hier Gutes will. Das, was als Hilfe gedacht war, wird für Christina zu einem Kampf ums Überleben und erfordert von ihr viel Kraft, um alle Krisen durchzustehen. Besonders kritikwürdig bleibt in Christinas Sicht der Dinge das aufgezwungene Familienmodell, das sicher als wohlgemeinter Gegenentwurf zu ihren Familienerfahrungen gedacht war, von ihr aber nur als Anbiederung bzw. „synthetische Gemeinschaft“ erlebt wird.

In den Interviews erzählen die jungen Menschen oft von ihren Wünschen und den Erwartungen an die Jugendhilfe. Manchmal wollten sie mehr, manchmal etwas anderes als die Hilfe ihnen letztlich bot. Die einen suchen nach einer neuen Familie und wünschen sich nichts sehnlicher. Sie brauchen eine neue Heimat; bei anderen erweckt das Bild von Familie nur schreckliche Erinnerungen. Sie wollen mehr Eigenständigkeit, mehr Selbstbestimmung. In einigen Fällen scheint es eine „Rettung“ für die jungen Menschen zu sein, daß neben der Wohngruppe noch eine weitere Anlaufstelle besteht (z.B. Therapie, wichtige Bezugsperson). Dies führt zur Entlastung - auch des Gruppenlebens - und hilft den jungen Menschen in einer „exklusiven“ Beziehung und gegebenenfalls therapeutischer Hilfe Annahme, Verstehenshilfe und Bearbeitungsmöglichkeiten in und mit schwierigen Geschichten zu erleben. Das Heim muß nicht alles „können“. Die Jugendlichen schätzen es hoch ein, wenn dies auch von den Fachkräften zugegeben wird. Wichtig für alle bleibt, daß sie Behutsamkeit im Umgang miteinander erleben, ein vorsichtiges Herantasten an ihre Verletzungen aus der Kindheit möglich, Verständnis für ihre Situation ihnen entgegengebracht, Klärung der Beziehung zu den Eltern angestrebt und gezielte professionelle Hilfe im Umgang mit traumatischen Erfahrungen angeboten wird.

Sicher kann es nicht Anspruch einer Hilfe sein, alle Verletzungen und bisherigen Enttäuschungen der jungen Menschen auszugleichen oder den Anspruch zu erheben, für alles zuständig zu sein. Vieles bleibt verschüttet und kann nicht wieder „heil“ gemacht werden. Und doch gibt es Grundvoraussetzungen, die auf dem Weg, das Mögliche zu erreichen, hilfreich sind. Professionalität heißt hier vor allem, abzuwägen, ob und wann der richtige Zeitpunkt für eine Entscheidung da ist, rasch zu handeln, um unnötige Resignation zu verhindern, gemeinsam mit den jungen Menschen zu prüfen, welche Erwartungen sie haben und welche Ressourcen vorhanden sind und gegebenenfalls sich Unterstützung durch Dritte zu holen.

Stabile Beziehungsangebote und Verlässlichkeit im Umgang miteinander bieten, professionelle Distanz wahren und darin zur Klärung von Verletzungen beitragen, Respekt vor dem Gegenüber und seinen Entscheidungen zeigen, als Mensch in Erscheinung treten

Eine gelungene Hilfe begründen die jungen Menschen zu einem großen Teil mit Beziehungserfahrungen zu den MitarbeiterInnen im Heim bzw. anderen wichtigen Bezugspersonen, die ihnen Reibungsflächen und Anerkennung bieten. Die jungen Menschen erfahren darin Wertschätzung ihrer eigenen Person, Sicherheit und die Möglichkeit, sich in Beziehungen neu zu erleben. Besonders wichtig sind in den Erfahrungsberichten immer wieder die gemeinsamen Erlebnisse mit den PädagogInnen. Gleichzeitig scheint in den Erzählungen vieler junger Menschen mehr als nur „Beziehung als Methode“ durch. Vielfach werden wichtige

pädagogische Grundsituationen thematisiert. Es geht um die Vermittlung und Spiegelung von eigenen Bedürfnissen und Außenwelt. Es geht um einen spielerischen und sicheren Umgang mit schwierigen Lebensthemen und die Gewißheit, daß mich jemand begleitet und ich im Notfall auch aufgefangen werde. Die jungen Menschen erfahren, daß man miteinander reden kann (ohne Gewalt) und dies in gegenseitigem Respekt voreinander geschieht. Da ist jemand, der mich versteht, der für mich sorgt und merkt, wenn ich in Schwierigkeiten gefangen bin. In den Beziehungserfahrungen werden Grundbedürfnisse befriedigt: Vertrauen, Anerkennung, Enttäuschung, Nähe und Distanz, Bestärkung, Aussöhnung. Diese Erfahrungen werden für die Jugendlichen reflektierbar und verstehbar.

Carla benennt sehr plastisch die Bedeutung, die vor allem „ihr Bezugserzieher“ für sie hatte. Aus der Pädagogen-Kind-Beziehung wird eine Beziehung, in der sie auch Gegenseitigkeit erlebt. Je mehr die Person eines Gegenüber in Erscheinung tritt, desto leichter können die jungen Menschen Vertrauen entwickeln und um so leichter fällt es ihnen sich auf das Hilfeangebot einzulassen. Für Christina sitzt die Enttäuschung tief, als Person nicht wichtig genommen zu werden. In ihren Augen bleiben die Erwachsenen ihrer Geschichte gegenüber distanziert. Eine Vermittlung zwischen Christina und ihren Eltern bzw. eine klare Parteilichkeit für ihre Belange und ihr Schicksal übernimmt niemand, so daß sich keine Klärung ergibt und die familialen Verstrickungen weiter auf ihr lasten. Christina sucht jemanden, der sich auf ihr Leben einläßt. Was sie letztendlich erhält, sind „Ersatzeltern“. Die Beziehungen in der Wohngruppe sind sozusagen „zwangsverordnet“ ohne Inhalt und Substanz. Ihr Gefühl, ein Eindringling im Beziehungsgeflecht der Familiengruppe zu sein, wird sie nicht los. An keiner Stelle berichtet Christina von den Erwachsenen, was das für Menschen oder PädagogenInnen waren. Nur in der Therapeutin findet sie dann „stundenweise“ jemanden, der sie ernst nimmt und versucht, ihr zu helfen.

In einigen Fällen erleben die jungen Menschen gerade in diesen für sie wichtigen Beziehungen große Enttäuschungen. Es kommt zu einer einseitigen Machtübung der PädagogenInnen, die für die jungen Menschen bedrohlich, unverständlich und belastend wird. Genannt werden hier der fehlende Respekt vor ihrer Privatsphäre, die erneuten Schuldzuweisungen, aber auch Teamstrukturen, die aufgrund ihrer internen mangelnden Absprache und Konsistenz die Bedürfnisse der jungen Menschen vergessen. Einige erzählen von der Schwierigkeit, aufgrund der ständig wechselnden MitarbeiterInnen keinen Zugang zu diesen finden zu können. Gleichzeitig sprechen andere von Glück, wenn dann endlich auch mal ein Mensch kommt, von dem sie sich angenommen fühlen. Die jungen Menschen brauchen viel Geduld und Zeit, um sich im Heim wohlfühlen zu können. Dies gelingt nur, wenn sie die Erfahrung machen können, daß die PädagogenInnen Menschen und Fachleute sind. Sehr genau wird geprüft, ob die PädagogenInnen wissen, was sie tun, ob sie den jungen Menschen mit Gerechtigkeit begegnen und diese sowohl in ihrer Einzigartigkeit, aber auch als Mitglieder in der Wohngruppe respektieren. Wichtig scheinen hier vor allem Prozesse der langsamen Annäherung zu sein. Die PädagogenInnen sind dabei zunächst BegleiterInnen und vielleicht wird mit der Zeit daraus auch mehr.

Normalität in der Gruppe ermöglichen, Anregung bieten, gemeinsam den Alltag gestalten und leben, Erfahrungsräume ausweiten

Normalität erleben zu können ist für viele der jungen Menschen nicht selbstverständlich. Sie genießen es daher, entlastete Abläufe in der Gruppe zu haben, zu wissen woran man ist und was erlaubt ist, sie schätzen klare Spielregeln und die Gewißheit, daß sie mit ihren Sorgen nicht allein sind.

In der Gemeinschaft mit anderen in ähnlichen Schwierigkeiten genießen sie eine/r unter anderen zu sein. Carla umschreibt die Atmosphäre im Haus als offen, die äußeren Rahmenbedingungen stimmen einfach. Eine gute Erfahrung war in Carlas Augen, daß die Gruppe während der zwei Jahre, in denen sie dort lebt, kontinuierlich zusammen bleibt, - so finden sich Freundschaften. Es gibt viele Gelegenheiten sich näher vertraut zu werden, gemeinsam die je eigenen Schwierigkeiten besser zu verstehen und die Situation der anderen in der Gruppe mitzubekommen. Eine Solidargemeinschaft entsteht. Wichtig sind in vielen Erzählungen die gemeinsamen Unternehmungen in der Gruppe, Ferienfreizeiten und Abenteuerunternehmungen bei denen etwas gemeinsam getan wird. Gemeinsame Aktivitäten eröffnen einen neuen Umgang miteinander, der eine von einer ganz anderen Seite sichtbar. Neue Perspektiven und Veränderungsprozesse werden dadurch angestoßen, Erfahrungsräume ausgeweitet und neben den alltäglichen Begegnungen und vielfach verbalen Auseinandersetzungen werden andere Kompetenzen und Fertigkeiten angeregt. Nicht zuletzt entwickelt sich eine Vertrautheit.

In einigen Fällen bleibt der Ort für die jungen Menschen lebensfeindlich. Straße, Drogen, Prostitution und täglich neue Kinder und Jugendliche in der Schutzstelle bestimmen den Alltag. Die Räumlichkeiten sind heruntergekommen, vergammelt, niemand kümmert sich richtig darum. Einen geregelten Alltag gibt es nicht, jeder schaut, wo er bleibt. Man muß Härte zeigen und irgendwie durchkommen, andere Lernerfahrungen sind hier nicht möglich. So war es für Claudio, Berta, Norbert, Ramona und Christina. Im Falle von Christina wird das Kinderheim dann zum Kontrastprogramm, sie begegnet hier der „heilen Welt“, die aber nur auf Regeln und Anpassung aufbaut. Gemeinschaft empfindet Christina im Kinderhaus nur als Zwang.

Eine Gruppe kann Sicherheit bieten oder eingrenzen, Regeln können aushandelbar erlebt oder rigide empfunden werden. Es gibt eine Normalität, die einengt und es gibt einen Alltag, der die Erfahrung von Verlässlichkeit bietet. Eine Balance zu finden ist schwierig, aber möglich. Im Hinblick auf professionelles Handeln im Heim scheint dabei von hoher Bedeutung, daß auf der einen Seite dieses Wissen um die Asymmetrie der Beziehungsverhältnisse bzw. der Machtverhältnisse zwischen dem Einzelnen und der Gruppe, zwischen den Jugendlichen und den Fachkräften reflektiert wird und auch für die jungen Menschen transparent wird. Es darf nicht an Anregung fehlen und ebenso bedarf es transparenter Regeln und Strukturen.

Zum Nachdenken anregen, neue Perspektiven eröffnen, Wissen um Veränderung und eigenes Leben stärken

Ein Schwerpunkt in den Erzählungen der jungen Menschen wurde bislang nur am Rande erwähnt. Um die Einschätzungen aber verstehen zu können, muß die Chance und Kraft, über das eigene Leben reflektieren zu können, als wichtige Lernerfahrung der jungen Menschen verstanden werden. Dies, so scheint es

jedenfalls in den vorliegenden Interviews, muß aber stärker als ein Resultat all der anderen Erfahrungen und Unterstützungsleistungen im Verlauf der Hilfe gesehen werden. Es kann nicht „einfach“ gelernt oder angeregt werden. Es braucht dazu all diese Grunderfahrungen und sehr viel eigene Anstrengung, um sich nicht beständig weiter mit den eigenen Verletzungen im Kreis zu drehen und einen Umgang mit der eigenen Geschichte zu finden. Am Ende steht in diesem gemeinsamen Prozeß der Auseinandersetzung in der Regel die Notwendigkeit, weitere Perspektiven ins Auge zu fassen und von einem Standpunkt der relativen Sicherheit aus gemeinsam die weitere Zukunft zu planen. Von hier aus können die jungen Menschen beginnen ihren eigenen Weg zu finden, das Heim macht sich langsam überflüssig, wenngleich in der Regel die Sicherheit bleibt, in einzelnen Personen weiter Ansprechpartner zu finden.

Wenn man Carlas Bild noch einmal betrachtet, dann zeigt sich dieses Grundvertrauen, das sie wiedergewonnen hat, wenngleich natürlich nicht alles gelöst ist und das Leben immer wieder neue Herausforderungen bietet: Ich weiß wo ich hingehöre, ich habe Vertrauen in mich, ich kann mich mit meiner Geschichte auseinandersetzen, von hier aus kann es weitergehen.

Diese Sicherheit wird in vielen Fällen dadurch unterstützt, daß im Verlauf der Hilfe immer wieder geklärt und verhandelt wird, was die jungen Menschen brauchen, aber auch versucht wird, eine Ablösung aus dem Heim zu ermöglichen, die nicht mit erneuten Verletzungen verbunden ist. Eine Begleitung der jungen Menschen in dieser sehr wichtigen Phase der Ablösung und der Verselbständigung schätzen diese sehr hoch ein. Auf der anderen Seite sollte sehr genau gesehen werden, daß eine Hilfe auch scheitern kann, ein Ende für alle Beteiligten notwendig werden kann, aber auch Verständigung erzielt werden muß, wie es weitergehen soll. Auch wenn viele Hilfen mit einem Bruch enden, wird der für die jungen Menschen aushaltbar, solange sie hoffen können, daß sie trotzdem weiter Unterstützung erfahren und nicht allein gelassen sind.

Was ist aber, wenn sich nicht alles lösen läßt oder die Zeit dazu noch nicht da war? In den Erzählungen einiger junger Menschen erscheint immer wieder Verdrängung und gleichzeitig das Wissen um die Notwendigkeit, sich mit der eigenen Vergangenheit (irgendwann, nur jetzt noch nicht) auseinandersetzen zu müssen. Sie sind noch auf der Suche nach einer eigenen Perspektive.

Schluß

Die hier vorgetragenen Überlegungen sind an die subjektiven Einschätzungen der jungen Menschen gebunden. Einzelne zentrale Aspekte pädagogischen Handelns im Heim wurden dabei sichtbar. Die einzelnen genannten Unterstützungsfaktoren bleiben in ihrer Grundstruktur jeweils im Spannungsfeld von menschlichem und professionellem Wissen und Können, in der Balance zwischen Nähe und Distanz, Reflexivität und Pragmatik, Setzung und Offenheit, Vorgeben und Aushandeln, Verlässlichkeit und Perspektivklärung (vgl. Stierlin 1976) eingespannt. Diese Dialektik zu lösen gelingt nicht. Jeweils im Einzelfall ergeben sich von neuem Notwendigkeiten, die zum Umdenken zwingen und wiederum alt Bewährtes unter einem anderen Aspekt betrachten lassen. Immer aber gilt, sich der Sache bewußt zu sein und die Risiken und Ambivalenzen sozialpädagogischen Handelns zu kennen. Die Einschätzungen der jungen Men

schen weisen darauf hin, daß professionelles Handeln im Heim sich in mindestens drei Haltungen ausdrückt:

(1) Eine kritische Haltung zur Macht und dem Wissen um die Asymmetrie der Beziehungsverhältnisse: Kritik und Selbstkritik, Parteilichkeit, Schutz und Solidarität, aber auch die bewußte Gestaltung von Rahmenbedingungen sind Ausdruck dieser bewußten Haltung zur Macht.

(2) Eine respektvolle Haltung zum Gegenüber, die Wertschätzung und Anerkennung der Person des Gegenüber und das Verantwortungsgefühl dem anderen gegenüber. Falsche Nähe und mangelnde Distanz, fehlende Aufmerksamkeit und Unachtsamkeit werden oft zum Problem und können verletzend werden.

(3) Eine selbstreflexive Haltung zur pädagogischen Arbeit. Dies erfordert einen selbstkritischen Umgang mit Gefühlen und Strukturen, eine Bewußtheit gegenüber den eigenen Unzulänglichkeiten, aber auch methodisches Wissen, Verfügung über situative Arrangements und das Wissen um deren Wirkung.

Diese drei Haltungen sind nötig und möglich, und wie sich gezeigt hat, in vielen Fällen verwirklicht. Jedenfalls klingt dies in deren Erzählungen der jungen Menschen so an.

Das Betreute Wohnen aus Sicht der jungen Menschen

[Dieter Baur]

In 14 von 45 geführten Interviews wird das Betreute Wohnen als erfahrene Hilfeform thematisiert. Nur drei der jungen Menschen lebten ausschließlich im Betreuten Wohnen, die anderen waren vorher in Wohngruppen oder Heimen. Ein junger Mann war vorher 10 Jahre in einer Tagesgruppe und wechselte im Anschluß ins Betreute Wohnen. Für Details aus den früheren Hilfeerfahrungen dieser jungen Menschen wird auf die vorigen Kapitel verwiesen.

Zum Zeitpunkt des Interviews waren die jungen Menschen zwischen 19 und 25 Jahre alt. Die Beendigung der Hilfe lag in der Regel etwa vier Jahre zurück, wobei eine Frau erst ein Jahr vor dem Zeitpunkt der Befragung das Betreute Wohnen beendet hatte. Die 14 geführten Interviews entsprechen knapp einem Drittel aller Interviews. Im Vergleich zur Aktenanalyse ist der Anteil der jungen Menschen im Interviewsample etwa doppelt so hoch (17% Aktenanalyse). Damit waren deutlich mehr junge Menschen zu einem Interview bereit die einige Zeit im Betreuten Wohnen lebten als Kinder und Jugendliche in den anderen untersuchten erzieherischen Hilfen. 43% der 14 Interviews wurden mit jungen Frauen geführt, 57% mit jungen Männern. In diesen Zahlen ist das Verhältnis der Geschlechterverteilung umgekehrt zur Aktenanalyse (E 60%; I 40%).

Die Aussagen in den Interviews stellen eine retrospektive Betrachtung der erfahrenen Hilfe. Die Wichtigkeit, die Bedeutung und somit die zum Zeitpunkt des Interviews vorhandene Präsenz des Themas Betreutes Wohnen schwankt stark. Die Bandbreite reicht von "... das ist keine Zeit, wo man groß was erzählen kann" bis zu im Betreuten Wohnen "... hast du dich dann vervollständigt". Bei den Interviews, in denen mehrere Hilfen thematisiert wurden, lassen sich Aussagen manchmal nur schwer trennscharf einer bestimmten Hilfeform zuordnen. Dies trifft vor allem dann zu, wenn vor dem Betreuten Wohnen eine erzieherische Hilfe in einem Heim oder einer Wohngruppe erfolgte und das anschließende Betreute Wohnen von denselben BetreuerInnen begleitet wurde.

Vorerfahrungen der jungen Menschen und der Übergang ins Betreute Wohnen

Um eine Einschätzung zu vermitteln, welche jungen Menschen Hilfe im Betreuten Wohnen erhalten haben, in welchen Situationen sie sich vor der Hilfe befanden, wie sich ihre Problemlagen darstellen, beschreiben die folgenden zwei Tabellen in groben Zügen die Gründe für die Hilfe. Alle jungen Menschen bringen schwierige und belastende Erfahrungen und Problemlagen als Hypothek in das Betreute Wohnen mit. Sie müssen für sich Möglichkeiten finden, mit ihrer Biographie zu leben und ein eigenständiges Leben zu beginnen.

Für drei der 14 jungen Menschen ist das Betreute Wohnen die erste erzieherische Hilfe. Für zwei junge Frauen und einen jungen Mann waren die Konflikte im Elternhaus so belastend, daß die Situation für sie zu Hause nicht mehr aushaltbar war. Sie haben alle aus eigenem Antrieb im Jugendamt um Unterstützung in der eskalierenden Situation im Elternhaus nachgefragt.

Name, Alter (zum Zeitpunkt des Interviews), heutige berufliche Tätigkeit, Familiensituation	Gründe für die Hilfe	Dauer der Hilfe
Richi 24 Jahre (m) arbeitslos	Aufgewachsen ist Richi in der damaligen DDR. Seine Eltern haben lange um ihre Ausreise gekämpft, aber nur der Vater konnte ausreisen. Nach der Wiedervereinigung ist die Familie in Süddeutschland wieder zusammengezogen. Richi hat seinen Hauptschulabschluß beendet und eine Ausbildung begonnen. Nach zweimaligem Abbruch der Ausbildung und Konflikten im Elternhaus wurde Richi mit 17 zu Hause hinausgeworfen. Richi hat lange Zeit auf der Straße gelebt, hat sich mit der Punkszene angefreundet und war auch in der Hausbesetzerzene. Richi meldet sich beim Jugendamt und kann bald darauf in eine Wohnung des Betreuten Wohnens ziehen.	1½ Jahre Betreutes Wohnen
Heike 25 Jahre (w) arbeitslos (Floristin)	Die zentrale Thematik bei Heike ist ihre Eßstörung, die sie schon sehr früh zu Klinikaufenthalten zwingt. Alle Familienmitglieder sind auf unterschiedliche Weise, trotzdem stark belastet. Nach Heikes Rückkehr wird die Situation im Elternhaus immer schwieriger. Aufgrund dieser Eskalation wendet sich das Mädchen ans Jugendamt. Eine Hilfe im Betreuten Wohnen wird begonnen.	1½ Jahre Betreutes Wohnen
Sabine 21 Jahre (w) Hausfrau Kind 2 Jahre	Die 16jährige Sabine meldet sich beim Jugendamt, da die Situation im Elternhaus zunehmend schwieriger wird und sie dort nicht mehr leben will. Nach einigen Tagen in der Jugendschutzstelle wechselt Sabine in das Betreute Wohnen.	2 Jahre Betreutes Wohnen

Für die meisten jungen Menschen (10 von 14) war das Betreute Wohnen die Fortsetzung der erzieherischen Hilfe. Die jungen Menschen waren in Wohngruppen und Heimen, meist zwei bis drei Jahre, ein junger Mann verbrachte 17 Jahre in einem Kinderdorf. Das Betreute Wohnen war bei allen diesen jungen Menschen als Ablösung aus der Wohngruppe und Verselbständigung geplant.

Da das Betreute Wohnen im Anschluß an eine erzieherische Hilfe in einem Heim oder einer Wohngruppe erfolgte, wird die Lebenssituation und die Begründung für die Hilfe in dieser Tabelle nicht mehr wiederholt. Die Vorerfahrungen und die Gründe für die Hilfe sind detailliert im vorigen Kapitel über die Interviews zu Heimaufenthalten zu finden. Die Interviewten sind durch Namen gekennzeichnet, somit lassen sich Aussagen auch nachträglich einer bestimmten Person und Lebensgeschichte zuordnen.

Name, Alter (zum Zeitpunkt des Interviews), heutige berufliche Tätigkeit, Familiensituation	Gründe für die Hilfe	Dauer der Hilfe
---	----------------------	-----------------

Name, Alter (zum Zeitpunkt des Interviews), heutige berufliche Tätigkeit, Familiensituation	Gründe für die Hilfe	Dauer der Hilfe
Mehmet 23 Jahre (m) Elektriker/Verkäufer Kind 7 Monate	Der Übergang von Mehmet vom Heim ins Betreute Wohnen erfolgt ein halbes Jahr vor Ende der Ausbildung. Als er zur Bundeswehr einberufen wird, endet die Hilfe.	Ca. 1 Jahr Heim 7 Monate im Betreuten Wohnen
Andreas 24 Jahre (m) Arbeit im Altersheim	Andreas lebt bis zum Ende seiner Schulzeit im Heim. Da der Kontakt zur Mutter sehr schlecht ist, zieht er, da er keine anderen Alternativen sieht, zu seiner Großmutter. Im Zusammenleben mit der Großmutter entwickeln sich zunehmende Konflikte. Andreas wendet sich an das Jugendamt, und eine Hilfe im Betreuten Wohnen wird vermittelt.	10 Jahre Heim 2 Jahre Betreutes Wohnen
Martin 26 Jahre (m) ungelernte Tätigkeit	Martin besucht eine anthroposophische Ausbildungsstelle und Tagesgruppe. Für die beiden letzten Ausbildungsjahre schlägt der Leiter der Einrichtung vor, daß Martin auch dort leben soll. Deshalb wechselt er im Alter von 20 Jahren in das Betreute Wohnen.	6 Jahre Tagesgruppe 13 Monate Betreutes Wohnen
Peter 25 Jahre (m) Studium (FH)	Nach drei Jahren im Heim und während der Ausbildung zum Bürokaufmann wechselt Peter mit 18 Jahren ins Betreute Wohnen.	3 Jahre Heim 3 Jahre Betreutes Wohnen
Rene 21 Jahre (m) Karosserie- und Fahrzeugbauer	Fast sein ganzes Leben verbrachte Rene mit seinen Geschwistern im Kinderdorf. Das Betreute Wohnen ist die Ablösephase aus der Wohngruppe.	17 Jahre Heim 1½ Jahre Betreutes Wohnen
Herr Perez 24 Jahre (m) Montageschlosser	Herr Perez ist zu Beginn seiner Ausbildung zwei Jahre in einem Lehrlingsheim. Nach einer für ihn eher unerfreulichen Zeit wechselt er dann ins Betreute Wohnen.	2 Jahre Heim 2 Jahre Betreutes Wohnen
Christian 23 Jahre (m) Sozialhilfe	Eine Unterbringung in einem familienähnlichen Heim ist für Christian nur in schulischen Dingen hilfreich, weitere Unterstützung gibt es nicht. Im Anschluß ist Christian auf Mallorca, dann wieder bei der Mutter. Kurzzeitig ist er auch im Betreuten Wohnen, anschließend kommt er in Untersuchungshaft. Nach einer kurzen Zwischenphase bei der Mutter beginnt er ein Betreutes Wohnen. Das betreute Wohnen ist Teil der Bewährungsaufgabe.	1½ Jahre Heim, ½ Jahr Betreutes Wohnen, nochmals 1 Jahr Betreutes Wohnen
Maria 23 Jahre (w) in Ausbildung	Maria lebt in einer Mädchenwohngruppe. Zu einer Betreuerin findet sie einen besonders guten Kontakt. Diese Betreuerin kann sie auch beim Wechsel ins Betreute Wohnen weiter betreuen, so daß der Übergang sehr harmonisch verläuft.	1½ Jahre Wohngruppe, danach 1½ Jahre Betreutes Wohnen

Name, Alter (zum Zeitpunkt des Interviews), heutige berufliche Tätigkeit, Familiensituation	Gründe für die Hilfe	Dauer der Hilfe
Karolin 24 Jahre (w) Verkäuferin	Nach einer als positiv erlebten Zeit im Heim wechselt Karolin ins Betreute Wohnen. Dort lebt sie mit mehreren jungen Frauen in einer Wohnung.	1 Jahr Heim 1 Jahr Betreutes Wohnen
Susanne 19 Jahre (w) gelernte Kinderpflegerin, z.Zt. arbeitslos	Susanne hat in ihrer Kindheit viele belastende Erfahrungen machen müssen. Nach einer hilfreichen Zeit in der Wohngruppe mit vielen Unterstützungen wechselt Susanne ins Betreute Wohnen.	2 Jahre Wohngruppe 1 Jahr Betreutes Wohnen
Doris 19 Jahre (w) Hausfrau Kind 2 Jahre	Doris lebt zwei Jahre Im Heim und fand diese Zeit im großen und ganzen in Ordnung. Nach der Schulzeit erfolgt der Wechsel ins Betreute Wohnen.	2 Jahre Heim 2 Jahre Betreutes Wohnen

Die Auswertung der Interviews soll für das Betreute Wohnen anhand von vier Themenschwerpunkten erfolgen und aufzeigen, wie das Betreute Wohnen gesehen und erlebt wird.

- Der erste Abschnitt richtet sich auf die Zeit während der Hilfe. Im besonderen geht es hier um die Kontakte: um Kontakte finden, neu knüpfen und erhalten. Das Betreute Wohnen stellt häufig die Situation dar, daß die jungen Menschen das erste Mal in ihrem Leben wirklich auf sich allein gestellt sind und deshalb für ihre sozialen Beziehungen selbst sorgen müssen. Gelingt dies nicht, macht sich schnell Langeweile oder Einsamkeit bemerkbar (4.2).
- Der Betreuer oder die Betreuerin nehmen für die jungen Menschen in dieser Zeit eine wichtige Position ein. Neben beraterischen Aspekten für lebenspraktische Belange ist die zentrale Aufgabe auch im zwischenmenschlichen Kontakt und in der Offenheit für die Sorgen und Nöte der jungen Menschen zu sehen (4.3).
- Der Übergang aus dem Betreuten Wohnen, das Ende der erzieherischen Hilfe kann problemlos und gut vorbereitet sein, das Ende kann aber auch mit Schwierigkeiten behaftet sein. Gibt es eine realistische Lebensplanung, ist die Wohnsituation geklärt, ist die materielle Versorgung klar oder ergeben sich mit dem Ende der Jugendhilfe fast unüberwindbare Hürden? Das subjektive Erleben dieses Übergangs soll in diesem Abschnitt thematisiert werden (4.4).
- Der Schwerpunkt der Auswertung liegt dabei auf der zentralen Einschätzung der Hilfe, wie das Betreute Wohnen erlebt wurde, ob die Hilfe Unterstützung war, ob während dieser Zeit positive Entwicklungen möglich waren und sich Problemlagen klären konnten, oder ob die Hilfe ein Zeitraum belastender und bedrückender Erfahrungen war, die wenig hilfreich für die individuellen Entwicklungen waren (4.5).

Die soziale Situation der jungen Menschen

Das Betreute Wohnen ist für die meisten jungen Menschen die erste Phase in ihrem Leben, in der sie auf sich allein gestellt sind. Die Einsamkeit in ihrer Woh

nung, die Verantwortung für soziale Kontakte und das neue Umfeld stellen große Anforderungen an sie. (vgl. Kap. IV.3 Exkurs: Selbständigkeit oder Isolation) In einigen Interviews wird auf diese Zusammenhänge eingegangen. Dabei muß unterschieden werden zwischen Alleinwohnen in einer Wohnung oder einem Zimmer und in Wohngemeinschaften Zusammenleben. In einer Wohngemeinschaft stellt sich das Problem des Alleinseins nicht. Das Alleinleben wird nicht in allen Interviews thematisiert, es wird aber sehr unterschiedlich wahrgenommen, wobei die belastenden Aspekte verstärkt vertreten sind.

Herr Perez findet seine Freizeit im Betreuten Wohnen eher langweilig, da er außerhalb der Betreuten Wohnens nur wenig Kontakt findet. Auch in seinem Ausbildungsbetrieb ergeben sich kaum Möglichkeiten.

„Sehr langweilig, muß ich sagen; [...] so außerhalb des Betriebes und der Schule eigentlich wenig, da hatte ich nicht so viele Leute, mit denen ich ausgegangen bin.“

Vom Betreuten Wohnen aus gab es regelmäßige Treffen, in denen sich alle jungen Menschen vom Betreuten Wohnen trafen. Diese Treffen waren für ihn eine gute Möglichkeit, mit Gleichaltrigen zusammenzukommen.

„Ich bin dann durch das Betreute Jugendwohnen, dadurch daß die gelegentlich diese Treffen organisiert haben zwischen den Jugendlichen, auch mit anderen - ich sage mal - normalen Leuten in Kontakt gekommen, stinknormale Leute, so wie ich eigentlich, und das war dann auch ziemlich gut, ziemlich positiv.“

„Ja, die Büros haben wir eigentlich als Treffpunkt meistens gehabt; wir sind dann in die Stadt gegangen oder gefahren - meistens in Kinos. Hinterher sind wir immer in ein Café gegangen und haben zusammen was getrunken, so die ganze Gruppe. Ab und zu mal sind wir mit den Betreuern zum Essen gegangen.[...] Im Sommer, da gab es Grillfeste, die haben so ein grünes Gelände gehabt, da konnte man so was machen. Wir sind auch mal in die Oper gegangen; das war auch mal was, wir haben uns was Nettes ausgesucht. Die haben uns auch ein bißchen gefragt: Was möchtet Ihr tun, möchtet Ihr mal was Neues tun? Dann haben wir uns irgendwann einmal dafür entschieden oder haben gewählt, wir möchten in die Oper gehen und mal sehen, wie das ist. Dann sind wir alle in die Oper gegangen. Das war alles ganz nett [lacht], mal andere Sachen sehen.“

Für **Andreas** ist die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen eher selten, und auch das Gefühl, sich alleine zu fühlen, ist ihm nicht unbekannt.

„Ja, es könnte möglich sein, daß da Beziehungen auftreten, aber - da muß ich sagen, das ist selten. Du kannst dich da auch mal alleine fühlen, aber es kommt immer drauf an, wenn normalerweise Jugendliche da sind, dann machen sie einen Treffpunkt aus.“

Die Situation stellt sich für **Peter** anders dar, er ist zurückgezogen und oft allein. Im Betreuten Wohnen sieht er eine Änderung in seinem Verhalten und seiner Offenheit anderen Personen gegenüber.

„Ja, da ging's bergauf, das ist richtig, also mit mir auch persönlich etc. Ja - ich bin, ich hab mich weiter geöffnet etc. und hab mich dort den Leuten etc. geöffnet, ich hab dort einen guten Freundes- und Bekanntenkreis aufgebaut, den ich heute teilweise noch habe.“

Auch heute ist Peter nicht sehr gesellig und wählt für Kontakte eher unpersönliche Formen, die für ihn auch keine weiteren Verpflichtungen mit sich bringen.

„Das ist heute noch so; ich bin ein Mensch, der lieber alleine lebt. Manchmal, manchmal plappere ich mich bei der Telefonseelsorge aus, ja; aber das ist es dann auch schon, und, und - wenn ich sexuelles Verlangen verspüre, dann, dann gehe ich zu einer Prostituierten.“

In einer Wohngemeinschaft ist das Alleinsein kein Thema. Entscheidend ist hier, ob das Verhältnis und der Kontakt zu den MitbewohnerInnen den eigenen Vorstellungen entspricht.

Heike lebt mit zwei anderen jungen Frauen zusammen in einer Wohnung. Obwohl sie keine Möglichkeit hat, sich ihre Mitbewohnerinnen auszuwählen, kommt sie mit der einen Frau gut zurecht.

"Doch, echt gut, also ich hab schon ein paar Leute gesehen, so hab ich gedacht: nee, das kann überhaupt nicht gehen, aber grade mit dem Mädchen, wo dann, da war das nicht so, also die war echt o.k."

Das Verhältnis zur anderen Mitbewohnerin war in manchen Punkten problematischer, da sie durch ihre Geschichte vorbelastet war, und dies im Zusammenleben zu Belastungen führte.

"Gut, und mit der Mitbewohnerin, da kam halt noch eine rein, das war nicht immer so leicht, weil die Menschen halt auch schwierig sind, die bringen ja ihre Vergangenheit mit."

Die Wohnsituation bietet für Heike Sicherheit, sie ist nicht allein und hat zu den anderen beiden Frauen ein gutes Verhältnis.

"Der Vorteil ist halt, daß immer jemand da ist und daß man irgendwie, also es kommt natürlich auf das Verhältnis an, aber wir haben uns schon so verstanden, daß wir miteinander reden konnten, oder daß man irgendwie in der Realität bleibt und nicht anfängt irgendwie, sich zu verlieren, also ich hatte schon das Gefühl, daß die nach mir gucken würden, oder ich nach denen, wenn da was wäre. [...] Man weiß z.B. auch wenn man heimkommt, daß jemand zu Hause ist oder so."

Zusammenfassung

Das Alleinsein ist für die meisten jungen Menschen ein durchaus schwieriges Unterfangen. Die Aufgabe, für die sozialen Kontakte und Bedürfnisse zu sorgen, ist oft neu. Die jungen Menschen im Betreuten Wohnen finden nur wenig Möglichkeiten neue Kontakt zu knüpfen, sowohl am Arbeitsplatz wie auch in der Freizeit entstehen nur schwer neue Freundschaften. Um in dieser Situation nicht zu vereinsamen werden regelmäßige Angebote und Treffpunkte, die vom Betreuten Wohnens organisiert werden, gerne angenommen und bringen Entlastung. Die gemeinsame Situation im Betreuten Wohnen mit Arbeit, Alltag und wenig sozialen Kontakten schafft die Basis, auf der die Treffpunkte Orte des Austauschs und der Entlastung sein können, sie haben die Funktion des „Kontaktes zu normalen Leuten“, zu Menschen die vergleichbare Erfahrungen machen und in ähnlichen Zusammenhängen leben. Geeignet als Treffpunkte sind Möglichkeiten in den Räumen des Betreuten Wohnens, aber auch Gartenfeste oder einfach die Möglichkeit, „grünes Gelände“ nutzen zu können. Abwechslung und gemeinsame Erlebnisse werden auch durch Unternehmungen in der Gruppe möglich, dies reicht vom gemeinsamen Essen bis zum Besuch der Oper. Entscheidender Punkt bei sozialen Kontakten ist, daß sich die jungen Menschen als handelnd erleben, daß sie Möglichkeiten haben ihre Situation zu gestalten, daß es ihre Entscheidung ist sich Kontakten zu öffnen um Freunde zu gewinnen und einen Bekanntenkreis aufzubauen.

Findet das Betreute Wohnen in einer Wohngemeinschaft statt, ist die Notwendigkeit neue Kontakte zu knüpfen nicht zentral. Deutlicher ist die Ambivalenz, daß die MitbewohnerInnen ihre Schwierigkeiten mitbringen und auch sichtbar ausleben, und der Vorteil, „daß immer jemand da ist“. Wenn die MitbewohnerIn

nen ein gutes Verhältnis zueinander finden, wird die Möglichkeit den Alltag zu teilen und miteinander reden können als hilfreich und stützend erlebt.

Die Beziehung zu den BetreuerInnen

Die jungen Menschen im Betreuten Wohnen haben in ihrem bisherigen Leben oft die Erfahrung von unzuverlässigen und brüchigen Beziehungen machen müssen, sei es durch Trennung oder Scheidung der Eltern, oder auch durch Beziehungsabbrüche in Heimen und Wohngruppen.

Die PädagogInnen nehmen mit ihrem Beziehungsangebot im Betreuten Wohnen für die jungen Menschen eine zentrale Rolle ein. Sie sind oftmals wichtige AnsprechpartnerInnen und bieten Orientierungshilfe in dem für die jungen Menschen komplexen Alltag. Die gelungene Gestaltung der Beziehungen zwischen dem jungen Menschen und dem Pädagogen oder der Pädagogin trägt einen wesentlichen Teil zum Gelingen der Hilfe bei.

Andreas schätzt den Kontakt mit den Pädagoginnen und fühlt sich mit seinen Problemen und Sichtweisen angenommen.

"Ja, also, du kannst mit den Erzieherinnen schon schwätzen, sind Erzieherinnen und Erzieher, und ich muß sagen, du kannst mit den Leuten wirklich schwätzen".

"Und die sagen, wenn du irgendwie Probleme mit Briefen oder Rechnungen oder sonstwas hast, dann kannst du das mit den Erziehern abschwätzen, das einzige, was du machen mußt, du mußt eben wirklich das den Erziehern sagen und sagen, hey Leute, ich hab hier einen Brief gekriegt, den kapiere ich nicht, ja, könnt ihr mir helfen? Und dann sind die bereit, und dann erklären die das auch, und wenn die eben zu dir mal was sagen, dann muß man sich ja dann schon dran halten."

In den Aussagen von Andreas wird sichtbar, daß für ihn Selbständigkeit einhergeht mit der eigenen Zuständigkeit für die individuellen Probleme, daß er aktiv werden muß um die notwendige Hilfe zu erhalten.

Auch **Heike** sieht in der Beziehung zu ihrer Betreuerin einen wichtigen Halt und eine Stütze. Anfangs war das Verhältnis zu einem anderen Betreuer schwierig, mit dem Wechsel zu einer Betreuerin verbessert sich ihre Lage. Sie sieht es als Glück an, daß ihre Betreuerin diese Offenheit und das Verständnis für ihre Probleme und Sichtweisen mitbringt.

"Ja, also die, also ich fand es schon gut, weil die - also die Betreuerin, die hat praktisch eigentlich schon - ja, das Elternhaus ersetzt, kann man schon sagen, und die hat mich auch unterstützt, und ich glaube, ich hätte die Ausbildung nie durchgehalten, wenn die nicht, also ich hab das dann schon immer wieder zu ihr dann auch gesagt, und wenn ich dann ein paarmal auch gefehlt habe, und sie hat's dann schon für mich wieder ausgebügelt. Zuerst hatte ich einen anderen Betreuer, und mit dem ging das halt nicht so gut, - und hab dann, weil er halt mich immer irgendwie versucht hat zu therapieren, weil, klar brauche ich eine Therapie, aber dafür ist er nicht zuständig, das hab ich nicht so gesehen, -- und da klappt es halt nicht immer gut."

"Doch, ich hab mich echt gut mit der verstanden."

"Ja, also irgendwie, wie einerseits die Mutter, dann eine Freundin, eine Schwester, eigentlich alles,... da muß man halt Glück haben, wenn man so jemand hat, der wo zu einem paßt."

Wichtig ist für Heike der Kontakt, die Möglichkeit, ihre Sorgen und Erlebnisse zu besprechen. Dabei nimmt die Konfliktfähigkeit breiten Raum ein.

"Im Grunde hat sie [die Betreuerin] es [die Auseinandersetzung um Konflikte] auch nicht abgenommen, sondern eigentlich auch gezeigt, wie's geht, [...] wie man sich auseinandersetzen muß, und was, ja, was halt da sein kann."

"Ja, daß ich mit ihr über alles reden konnte, und daß sie alles verstanden hat, daß sie mir zugehört hat, und nicht irgend etwas im Kopf hatte, was sie mit mir jetzt machen möchte, sondern irgendwie für mich da war."

"Ja, ich durfte, ich konnte sie jederzeit anrufen, das war schon, aber das hab ich möglichst halt nicht gemacht. Weil ich irgendwie -- ich das, also ich nicht als Belastung sein wollte."

Heike begrüßt in ihrer Betreuerin vor allem die Offenheit für ihre Probleme und Sorgen und die Unterstützung, mit der ihre Schwierigkeiten und Fehler ausgebügelt werden. Gleichzeitig ist ihr wichtig, daß die Betreuerin für sie da ist, sich aber nicht aufdrängt sondern sie als Person akzeptiert.

Die Exklusivität der Beziehung und das Vertrauen stehen für **Martin** im Vordergrund. Der sichtbare Einsatz der Betreuerin hinterläßt bei Martin einen bleibenden Eindruck.

„Ich hatte eine Erzieherin, wo ich also sehr gut auskam. Eine Vertrauensperson,... das war einfach eine Vertrauensperson, gut.“

"Sie hat sich da auch Zeit genommen und reingekniet und hat eben gesagt, die zwei sind mir wichtig und andere Sachen stecke ich zurück."

Unterstützung und Motivation sind die zentralen Punkte die **Peter** in der Beziehung zu seiner Betreuerin erfährt. Sie kümmert sich um die Schule und Ausbildung und sorgt in Krisenzeiten dafür, daß er seine Ausbildung nicht abbricht.

"Immer, immer und bei allen, und die hat sich da richtig dahintergesetzt, die hat mit dem Ausbilder etc. gesprochen, nicht nur mit mir, sondern auch von den anderen Leuten, und das ist sehr gut verlaufen, und sie hat die Leute dazu bewegt, wenn sie mal ein Tief hatten, ihre Ausbildung weiterzumachen."

Nicht nur der Ausbildung galt das Interesse, auch Freizeitaktivitäten und insgesamt eine freundschaftliche Beziehung mit einem spürbaren Interesse an seiner Person waren für Peter bedeutsam.

"Ja, ich bin mal ab und zu mit meiner Erzieherin ins Kino gegangen etc., hab das gemacht, jenes gemacht"

"Das war schon freundschaftlich, und die hat sich auch interessiert, wie es mit mir weitergeht."

Rene war viele Jahre in der Wohngruppe der Einrichtung und das Betreute Wohnen schließt nahtlos an. Sogar sein Wunsch nach einer bestimmten Betreuerin kann berücksichtigt werden.

"Die haben wir uns auch selber rausgesucht, muß ich gleich dazu sagen. Wir konnten aussuchen bei den Betreuern, und wir waren von vornherein zufrieden mit der Frau. Das war jetzt auch eine Frau und wir drei Jungs, das war zwar selten, aber es war klasse."

Auch für Rene ist wichtig, daß die Betreuerin ihn ‚gemocht‘ hat, obwohl sie in seinem heutigen Leben keine bedeutsame Rolle mehr spielt.

"Eine Wichtigkeit war es nicht; sie war halt unsere Betreuerin; ich denke heute öfter noch an sie, weil sie hat wirklich viel für uns gemacht, und die hat uns auch gemocht, das hat sie gesagt, sonst hätte sie das wohl auch nie auf sich genommen, mit drei Jungs; das ist schon ein bißchen Arbeit, aber die hat uns gern gehabt, und wir haben sie gern gehabt, aber eine wichtige Rolle spielt sie jetzt nicht mehr."

Für **Herrn Perez** war der Betreuer eine wichtige Person, der ihm Orientierung und Stütze bietet. Er sieht in ihm eine Vaterfigur, der für ihn da war, der offen für ihn war und Interesse an seiner Person hatte.

"Den [Betreuer] vergeß ich auch nicht. Der war echt nett, der war echt super. Ich kam sehr gut klar mit ihm."

"Es war auch so, daß ich, ich glaub, kurz nachdem es so mit dieser Clique - bevor er kam, so in diesem Zeitraum, hab ich auch mit Ausländern ein bißchen Kontakt gehabt und hab da so ein paar andere Sachen probiert aus Alkohol, und er war eigentlich derjenige, der mir da ein bißle rausgeholfen hat, sag ich mal, der für mich da war, der gesagt hat, oder gefragt hat, der mich informiert hat, der eigentlich das getan hat, was ein Vater tut oder was man von einem Betreuer erwartet. Er war da. Er hat eigentlich dafür gesorgt, daß ich erst mal denke, was möchtest Du tun, was denkst Du Dir für die Zukunft."

"Der hat schon geguckt, daß ich in eine Richtung komme, daß ich zumindest in meinem Kopf einmal eine Form gebe, was möchte ich in meiner Zukunft tun."

Der Betreuer hat Herrn Perez das Gefühl vermittelt, ihn als Person zu respektieren und seine Meinung und Interessen zu fördern.

"Ne, mit dem Betreuer [...], kam immer sehr gut zurecht mit ihm. Ich bin auch die Person, wenn mir irgendwas nicht paßt, behalte ich das sehr für mich, ich laß die anderen schwätzen, und hinterher tu ich doch das, was ich machen möchte, aber eigentlich war es selten; der Betreuer hat eigentlich immer meine Meinung respektiert und hat dafür gesorgt, daß ich das mache, was ich will, wie ich das, was ich möchte, am besten erreiche oder daß ich dann mein Ziel behalte; er hat bloß die Bedingungen oder die Wege dazu eingekreist."

Der Übergang ins Betreute Wohnen verläuft für **Maria** reibungslos. Auch die Auswahl der Betreuerin konnte sie mitbestimmen, die ehemalige Betreuerin aus der Wohngruppe übernimmt die Betreuung. In dieser Beziehung kann Maria sich aufgehoben fühlen, die Betreuerin übernimmt sogar eine ‚Mutterrolle‘. Durch diese intensive Beziehung erhält Maria viel Sicherheit und kann sich auf ihre neue Lebenssituation einlassen.

"Das war eigentlich von vornherein klar dann. Ich habe irgendwann einmal gesagt, ich möchte gern, daß das so ist. Ob sich das einrichten läßt. Und - das war dann, das war ganz selbstverständlich, also das war überhaupt kein Problem, daß das geht."

"Ja, wir sind da gesessen, haben Tee getrunken und haben geredet. Und ich habe eben meine zwei, drei Stunden - Einzeltherapie gehabt. Also - sie hat wirklich so eine Mutterrolle für mich übernommen. Ich habe ihr eben so erzählt irgendwie, was anliegt, was mir Probleme macht und - aber auch so viel allgemeines. Irgendwie habe ich total viel mit ihr geredet so über meine Zukunftspläne und wie ich mir mein Leben mal so vorstelle und all so was. Es war eigentlich ganz schön immer, also es war wirklich so - ja, wie so eine Ersatzmutter eigentlich."

"Aber, also sie hat - sie war einfach stützend, also sie hat auch nie versucht, mir irgendwas auszureden oder so, das war ja eigentlich gerade das Tolle, warum sie auch nie mein Vertrauen verloren hat, ja, daß ich einfach wußte, ich kann ihr einfach alles erzählen und sie schlägt nicht die Hände über dem Kopf zusammen oder so, sondern sie versteht schon alles. Ja, ich meine, sie war oft entsetzt, denke ich mir, aber das - sie hat jetzt nie so wie Eltern oder so versucht, wirklichen Einfluß auf mich zu nehmen, ja. Oder mir irgendwas auszureden oder so."

Offenheit und Verständnis sind in diesen Aussagen zentrale Themen. Die Offenheit der Betreuerin für die Vorstellungen und Sichtweisen über Zukunft und Lebensplanung von Maria bestimmen ihren bleibenden Eindruck. Die Möglich

keit sich mitzuteilen, eigene Sichtweisen zu besprechen ohne daß diese gleich verworfen werden, sind für Maria wichtige Erfahrungen.

Der Betreuer von **Susanne** war immer für sie da, hat sich immer um sie bemüht. Dieses Grundgefühl der Sicherheit ist für Susanne von Wichtigkeit. Der andere wichtige Punkt ist das Zutrauen des Betreuers in die Fähigkeiten der jungen Frau, daß sie ihren Weg findet und daß dies auch ein guter Weg sein wird. Hierin erfährt sie viel Unterstützung und auch eine Stärkung ihres Selbstvertrauens.

"Mein Sozi, der war halt dabei, als ich mal einen Anfall gekriegt habe, der hat neben mir gesessen, und ich hab einfach so einen Anfall bekommen, und hyperventiliert, und in Ohnmacht gefallen, und er war einfach die ganze Zeit bei mir, ich meine, das ist auch schlimm irgendwie, für so eine Erzieherin, oder Sozialarbeiterin, wie auch immer, ich meine, das ist auch schlimm, aber er war immer irgendwie da, und hat immer versucht, was zu tun, und das hat man halt auch einfach gespürt."

"Ich kann mich nicht erinnern, daß er gesagt hat, das könnte ein bißchen kritisch werden, jetzt mit so was du vor hast, ich meine, er hat schon gesagt, nimm dir nicht so viel vor, er wußte ganz genau, wenn ich schon was vor Augen hab, dann schaffe ich das auch irgendwie, dann kann ich das begreiflich machen, und irgendwie auch umsetzen, und es war halt einfach nur immer so, ich hab immer viele Sachen zu schnell und parallel laufen lassen, und das war ziemlich viel, und -- ja, und, das war halt, ich meine, der hat nie gesagt, irgendwie, du schaffst das nicht, oder weiß ich nicht, der hat irgendwie an mich geglaubt, und stand immer zu meiner Seite, das war irgendwie -- ja, das war echt, ... das ist echt toll, also ich bewundere ihn auch richtig, und ich bin zu seinem 40. Geburtstag zu einer Megaparty eingeladen (lacht), das ist irgendwie, ich find's schon wichtig, daß da eine persönliche Basis auch, also Vertrauen da ist."

In den Beziehungen ist aber auch Ambivalenz vorhanden. Themen wie Vertrauen, Kontaktaufbau und wie sich die Betreuerin oder der Betreuer für die eigenen Belange einsetzt, sind ausschlaggebend. In diesen Fragen steckt auch immer der Wunsch nach Akzeptanz und einer ‚besonderen‘ Beziehung.

Karolin befindet sich im Zwiespalt. Einerseits sieht sie, daß die Betreuerin sich für sie eingesetzt hat, andererseits sieht sie aber ihr Vertrauen mißbraucht und verraten. Deshalb fühlt sie sich alleingelassen und auf sich selbst gestellt. Dieses Mißtrauen wird durch das Ende der Hilfe nochmals bestätigt und ihre Erwartungen enttäuscht. Am Ende bleibt bei ihr ein negatives Gefühl haften.

"Aber in dem Punkt ist die total link gewesen. Einerseits hat sie sich um mich gekümmert, hat auch alles mögliche aus mir rausgeholt, und ich habe der vertraut. Andererseits ist sie zur nächsten Person gegangen und hat das weitererzählt. Also, es war nicht so eine Vertrauensbasis. Aber man hat ja keinen gehabt, mit dem man da reden konnte. Wie gesagt, mit den Leuten dort konnte man ja nicht reden, da war man auf seine eigenen Freunde angewiesen."

"Gar nichts, also es kam gar nichts rüber. Auch hinterher von der Erzieherin aus dem Betreuten Wohnen nicht. Daß die weiterhin gefragt hat oder daß die sich irgendwie bemüht hat, daß ich dann halt dableiben kann, oder sich bemüht hat, daß ich eine Wohnung kriege oder so, weil die ja eigentlich ein ganzes Jahr lang neben meinem Lebensweg gegangen ist. Also das hätte ich dann halt auch noch irgendwo erwartet. Daß die dann halt sagt: ‚Paß mal auf, ich habe genug Zeit, ich suche eine Wohnung raus. Ich erkundige mich mal...Ich erkundige mich auch mal beim Jugendamt, ob da nicht doch noch eine Möglichkeit wäre, daß du hierbleibst...‘ - Also sie hat wirklich nichts gesagt. War also von heute auf morgen wieder auf mich alleine gestellt."

Noch heute ist bei Karolin die Enttäuschung zu spüren und sie beschreibt, wie sie sich von der Betreuerin im Stich gelassen fühlt. Diese Enttäuschung muß sicherlich im Zusammenhang mit dem Ende des Betreuten Wohnens gesehen werde, als Karolin für eine Auseinandersetzung mit einer Mitbewohnerin die Konsequenzen des Streits tragen muß.

Doris berichtet ambivalente Aspekte über ihre Kontakte zu den Betreuerinnen. Sie hat keine Möglichkeit, ihre zukünftige Betreuerin vor Beginn der Hilfe kennenzulernen. Sie macht zwei unterschiedliche Erfahrungen. Die erste Betreuerin hat kein Interesse an ihr, nach einem Wechsel erlebt sie durch ihre neue Betreuerin auch Unterstützung und Beratung. Wichtig ist für sie, eine Beziehung herstellen zu können, in der Interesse an ihrer Person und Offenheit für sie erfahrbar sind.

"Weil ich teilweise halt auch nicht bereit war, mit irgendeinem Betreuer darüber zu reden, oder mit einem Betreuer zusammen zu arbeiten. Weil es manchmal echt Betreuer gegeben hat, also im BJW, da hast du echt gemerkt, die machen das wegen dem Geld, und sonst denken die nix. Also nicht weil man dem Jugendlichen helfen will oder ihn unterstützen will, sondern einfach wirklich nur wegen dem Geld. Und das sind halt so Sachen, da blocke ich halt ab dann, dann bin ich auch nicht bereit, drüber zu reden."

Als sie schwanger ist, endet das Betreute Wohnen. Das Ende der Hilfe wird lange vorbereitet und geplant.

"Sie hat mich beraten, was brauche ich, was brauche ich nicht unbedingt, was ist wichtig, was nicht und so.... Ja und sie war ziemlich oft und ziemlich lange da bei mir, also das war echt eine Spitzenbetreuerin."

Entsteht zwischen den BetreuerInnen und dem jungen Menschen kein Kontakt, dann ist der Erfolg der Hilfe gefährdet.

Sabine war mit ihrem Betreuer nicht zufrieden, sie fühlte sich alleingelassen und nicht unterstützt. Zwischen Sabine und ihrem Betreuer entsteht keine Beziehung, alles bleibt oberflächlich. Sie sieht keine Möglichkeit, offen über ihre Probleme zu sprechen, auch Aktivitäten kann sie sich mit ihm nicht vorstellen.

"Der war auch jemand von der [Einrichtung] da oben, und der ist dann einmal die Woche vorbeigekommen, hat sich angemeldet -- und dann saß der bei mir eine halbe Stunde wenn überhaupt, alles klar, ja, alles in Ordnung, ist ja alles schön sauber und so -- und dann war der wieder weg. Nee, da war auch nichts, daß man mal, also ich hätte auch gerne eine Frau gehabt als Betreuerin, weil ich habe gesagt, wenn ich es mir aussuchen könnte, hätte ich lieber eine Frau, so, und dann hätte man sich auch mal, dann kann man ja auch ganz anders zusammen reden so, was man für Probleme hat, bei einem Mann natürlich, man ist immer eingeschränkt, da hab ich gesagt, kann man sich auch mal zusammensetzen, mal einen Tee trinken zusammen, oder so, mal ein bißchen quatschen, was passiert, oder ich fühle mich scheiße, weil so und so, oder laß uns doch einfach zusammen mal, was weiß ich, durch die Stadt gehen oder irgendwie sowas, wollen wir zusammen schwimmen gehen, oder so, weil die haben ja die Auflage, daß sie ja mal was unternehmen müssen, bloß wer geht schon gerne mit dem Betreuer schwimmen als Frau, oder setzt sich mit dem Betreuer hin und trinkt eine Tasse Tee mit dem und quatscht mit dem über irgendwelche intime Sachen, also das ist ja -- also, weiß ich nicht. Ja, und dann sollte sich das [mit der Betreuerin] auch ändern und so, bloß dann, ich habe ja nach einem Jahr alles hingeschmissen."

Sabine freundet sich mit einem jungen Mann an, der sie nach einigen Wochen in die Prostitution bringt und ihr Zuhälter wird. Von ihrem Betreuer vom Betreuten

Wohnen ist sie tief enttäuscht, daß er ihre häufig verzweifelte Lage nicht erkennt und sie aus ihrer Situation nicht herausholt.

„Ja, und dann, weiß ich nicht, dann hab ich mir auch Sachen gekauft, wo so normalerweise die Betreuer schon merken mußten, warte mal, hier stimmt was nicht, weißt du, weil ich hatte dann einen Piepser, ich hatte ein Handy, ich hatte -- ich hatte alles, und ich war 17, ich hatte mir eine Aigner-Tasche gekauft, dann bin ich nach Bennetton reingegangen, habe mir für 700 Mark eine Kombi gekauft und solche Scherze. Ja, wo kommt das Geld denn bitte her? Da muß man doch mal irgendwie was merken, meine Mutter, die hat einen Zusammenbruch zu Hause gekriegt, die hat das schon geahnt, bevor alle anderen das geahnt haben. Und der Betreuer hat gar nichts gemerkt. Nee, gar nicht, ich war auch immer total dicht, wo der da war, dann 10 Minuten vorher die ganzen Leute rausgeschmissen oder so, da hat es noch voll nach Hasch in der Bude gerochen und so, der hat nichts gemerkt. Ich habe es auch drauf ankommen lassen, daß er es merkt! Ich hab es dann wirklich mal, nach einer Zeit wirklich provoziert, daß ich gesagt habe, jetzt dröhnst du dich wirklich so dicht, daß du wirklich die Augen nicht mehr aufkriegst, der muß doch was merken, der Typ. Ich weiß nicht, ob der vielleicht selber geraucht hat oder so, weiß ich nicht, viele Sozialpädagogen rauchen auch, also viele die in sozialen Einrichtungen arbeiten, gibt es viele, die kiffen, oder so, ich weiß nicht, ob der einfach das belustigend fand oder was, ich habe keine Ahnung. Der hat sich ja nie dazu geäußert.“

Als sie schwanger wird, findet sie die Kraft, zur Polizei zu gehen und Anzeige zu erstatten. Von der Unterstützung im Betreuten Wohnen ist sie sehr enttäuscht.

„Und vom Betreuten Wohnen habe ich nie mehr was gehört, nie, also wirklich nie, die haben sich auch nicht bei mir gemeldet, ob es mir gut geht, oder, die haben sich nicht bei mir gemeldet, warum die Wohnung so hinterlassen war - da war ja, die Couchgarnituren waren aufgeschlitzt, und -- meine Möbel waren da drin, ich bin ja einfach rausgegangen, da hat sich nie einer bei mir gemeldet. Gar keiner, das Heim nicht, das Jugendamt nicht, keiner, keiner hat mich zur Rechenschaft gezogen, keiner. Das war denen scheißegal, sag ich dir, das war denen, ich war da am krepieren, das war denen scheißegal, weißt du, wie oft ich nachts im PG war? Polizeigewahrsam, weil ich auf dem Straßenstrich stand mit 17 Jahren? Ja, glaubst du, die haben sich um sowas gekümmert, das hat die gar nicht interessiert. Ich würde das auch bei meinem Kind nicht zulassen, so, also ich würde auch mein Kind nie aus dem Haus geben, also da sollte der mir lieber hier Wände eintreten, weil, also ich weiß nicht, wenn ich selber nicht für mein Kind sorgen kann, wer soll das dann bitte machen? Wenn ich selbst nicht in der Lage bin, auf mein Kind zu achten, wer soll dann in der Lage sein? Ein Heimleiter? Ein Heimleiter, der von 8 bis 14 Uhr im Haus ist und mal ansprechbar ist, wo du aber auch nicht hingehen kannst und sagen kannst, hör mal, ich hab mir grade einen gekiffert, mir geht es voll scheiße, nee, weil weißt du wieso? Dann kriegst du Strafstunden, verstehst du? Und durch den Frust gehst du wieder raus, und kiffst dir nochmal einen, verstehst du, so ist, sieht das nämlich aus. So ist der Vorgang der Dinge.“

Zusammenfassung

Das Betreute Wohnen stellt vielerlei Anforderungen an die jungen Menschen. Selbständigkeit, die Sorge für die eigenen Bedürfnisse, Organisation des Alltags und die Ausbildung oder der Beruf fordern die jungen Menschen auf vielfältige Weise. Um diesen Anforderungen entsprechen zu können, erhalten die jungen Menschen Unterstützung durch PädagogInnen. Diese Hilfe kann ihre Wirkung entfalten, wenn zwischen dem jungen Menschen und dem Betreuer oder der Betreuerin eine vertrauensvolle Beziehung entsteht, die ein Annehmen der angebotenen Hilfe erst möglich macht.

Besonders günstige Voraussetzungen, damit eine vertrauensvolle Beziehung entstehen kann, ist die Möglichkeit auf die Auswahl des Betreuers oder der Betreuerin Einfluß nehmen zu können. Rene hat die Möglichkeit seine Wünsche zu äußern und beschreibt, „wir waren von vornherein zufrieden mit der Frau“. Dieses Glück hat Sabine nicht, die lieber eine Frau als Betreuerin gehabt hätte.

Für die jungen Menschen heißt Selbständigkeit im Kontakt zum Betreuer oder der Betreuerin um Unterstützung nachfragen, diese einfordern. Dieses macht Andreas an einem Problem mit einem Brief deutlich, indem er sagt: „du mußt eben wirklich das den Erziehern sagen und sagen ... könnt ihr mir helfen?“ Für die Betreuerin oder den Betreuer bedeutet dies, eine Balance zwischen Nähe und Distanz zu schaffen, damit Andreas die Möglichkeit hat bei Problemen zu fragen, gleichzeitig nicht mit zu großer Nähe der Kontakt unmöglich wird, wie Heike für ihren ersten Betreuer beschreibt, der ihr nicht die für sie notwendige Distanz gelassen hat. Eine zu große Distanz beschreibt Sabine zu ihrem Betreuer. Er hält soviel Distanz, daß er nicht sieht, wie es Sabine geht und wie sie immer weiter in die Prostitution gerät. Der Betreuer ist für Sabine als Person so wenig präsent, daß sie sich nicht vorstellen kann mit ihm über ihre Probleme zu reden, oder auch nur gemeinsam einen Tee zu trinken. Sabine ist völlig überfordert mit dieser geforderten Selbständigkeit und auch ihre Provokationen werden nicht gesehen. „Jetzt dröhnst du dich wirklich dicht, ... der muß doch was merken, der Typ“, ist ihr verzweifelter Versuch auf ihre Situation aufmerksam zu machen.

Das Gefühl der jungen Menschen mit ihren Problemen auch angenommen zu werden erfordert ein Zuhören und ein „irgendwie für mich da“ sein, wie es Heike beschreibt. Das Interesse des Betreuers oder der Betreuerin muß spürbar sein, daß die Möglichkeit besteht eine „Vertrauensperson“ zu werden und, wie Maria sagt, ich habe „total viel mit ihr geredet, so über meine Zukunftspläne“, wobei die Betreuerin nie versucht hat „mir irgendwas auszureden“. Dies erfordert ein Annehmen und Ernstnehmen des jungen Menschen mit seinen Vorstellungen und Planungen.

Für die jungen Menschen ist das Ende des Betreuten Wohnens nicht gleichbedeutend mit dem Ende der Beziehung zur Betreuerin oder dem Betreuer. Auch nach dem Ende der Hilfe ist der Kontakt noch wichtig, damit nicht nachträglich das Betreute Wohnen entwertet wird. „Weil die [Betreuerin] ja eigentlich ein ganzes Jahr lang neben meinem Lebensweg gegangen ist“, war Karolin über den plötzlichen Abbruch der Beziehung enttäuscht und fühlt sich alleingelassen.

Das Ende des Betreuten Wohnens und der Übergang

Die Zeit des Übergangs ist mit vielen Unsicherheiten belastet und muß gut vorbereitet und geplant werden. Nach Beendigung der Hilfe werden auch die bisherigen Betreuer oder Betreuerinnen nur selten noch als Ansprechpartner wahrgenommen, auch wenn das Angebot formal vorhanden ist.

Als **Mehmet** die Ausbildung beendet, wird er von seinem Ausbildungsbetrieb nicht übernommen. Er ist arbeitslos, findet dann Arbeit und ist im Betreuten Wohnen, bis er zur Bundeswehr einberufen wird. Obwohl die Hilfe vom Jugendamt aus offiziell beendet ist, kann er am Wochenende sein bisheriges Zimmer weiter nutzen. Zum endgültigen Auszug sagt er,

„ich bin dann alleine ausgezogen, doch irgendwann mal.“

Der endgültige Auszug wird davon bestimmt, daß er mit seiner schwangeren Freundin zusammenzieht.

Andreas ist 21 Jahre alt als nach zwei Jahren das Betreute Wohnen endet. Er hat das Gefühl den neuen Anforderungen gewachsen zu sein, erhält gerade in der Phase der Wohnungssuche und Vorbereitung auf die neue Lebenssituation viel Unterstützung von seinen Betreuern.

"Das hat am Alter gelegen. Hat am Alter gelegen, und - ich war dann auch fertig, - bin da im 21. Lebensjahr gewesen und so, und da hat's sich's dann aufgehört, hab ich mir eine eigene Wohnung gesucht und alles. Ja, die haben mir da aber auch mitgeholfen, daß ich eine Wohnung finde. Die haben mir, die helfen dir da auch mit, wenn du es beendet hast, daß du eine Wohnung findest. Also da gibt es nichts." "Dann bist du draußen, und, gut, wenn mal ab und zu was ist oder so, und du kannst ja anrufen und nachfragen, wie's - wie sie das vielleicht machen würde oder so, aber Hilfe gibt's dann keine mehr."

Obwohl während des Betreuten Wohnens der Kontakt zum Betreuer gut ist, wird das Angebot, weiterhin anrufen zu können, nicht als Hilfsangebot aufgefaßt. Die Selbstverständlichkeit, Hilfe anfordern zu können, ist vorbei, das Verständnis entspricht eher einem Rat unter Freunden, die auch nur in wirklich dringenden Fällen gefragt werden.

"Ach nee, ich hab's ja nicht gebraucht."

Die Organisation des Alltags bringt noch einmal ein höheres Maß an Verantwortung und Selbständigkeit, aber auch mehr Aufgaben mit sich.

"Eigentlich muß ich sagen, also -- gut, ich muß sagen, wenn du jetzt da draußen bist oder so, ja, -- du merkst eben schon, daß du deinen ganzen Haushalt und alles drum und dran selber machst, gut, das hast du dort auch gemacht, ja, und aber, -- gerade mit Miete oder so, daß du alles selber, die Zahlungen alles selber machen mußt, das wirst du dann eben schon in den ersten Zeiten, wirst du das schon mitkriegen und alles. Ja, aber, ich muß schon sagen, - das wichtigste, was eben dann ist, das ist die Miete und der Strom, ja, daß der weggezahlt wird, ja, und dann eben, wenn du Telefon hast, das Telefon, ja, und das ist eigentlich dasjenige, wo am meisten weggezahlt werden muß. Und wenn du das in den Griff kriegst, dann ist das andere auch kein Problem."

Für Andreas kam das Ende der Hilfe zum richtigen Zeitpunkt, damit er ohne Unterstützung und Hilfe sein Leben gestalten kann.

"Ich muß sagen, ich wollte ja auch, ich wollte ja dann auch auf der einen Seite wo irgendwann mal wirklich alleine leben, ohne daß ich eine Aufsicht habe von den Erziehern oder sonst was, ja, das, und das will auch jeder, es gibt viele Leute, wo sagen, ja, Mensch, ich will selber leben, ich will nicht meine Eltern da hinter meinem Rücken haben, und alles drum und dran, ja, ich kann das nicht brauchen."

Im Betreuten Wohnen hat **Heike** einen intensiven Kontakt zu ihrer Betreuerin gefunden. Während dieser Zeit gelingt ihr meist ein passabler Umgang mit ihrer „Eßstörung“. Die Hilfe endet mit dem Ende der Ausbildung.

"Ja, der Umzug war dann gleich mit Ende der Ausbildung, da war auch gleich das zu Ende, also war dann praktisch alles auf einmal, ja, ich, im Grunde hab ich mich schon stark genug gefühlt, das jetzt so zu schaffen, aber ich überschätze das auch manchmal, also, gut, die erste Zeit ging schon noch, aber das hat dann halt, das ist immer konfuser geworden, die Situation. [...] Also, das [die Hilfe] war verlängert, so lange wie es ging."

"Was ein bißchen blöd war, so am Schluß, weil die das abbrechen wollten, oder jetzt, so, die Zeit ist jetzt vorbei, und jetzt muß man, jetzt ist das zu Ende, und da war halt das mit der Ausbildung, und Prüfung und, also ich stand voll unter Druck,

und das war ziemlich stressig da, daß die das noch verlängern, und eigentlich müßte es schon logisch sein, daß es wenigstens so lange geht, wie die Ausbildung geht, und da nicht da, zack, ab. Und ich denke, das liegt auch an der Betreuerin, daß ich zumindest sie noch ansprechen konnte oder so, treffen konnte, aber bei anderen, dann ist halt da nichts mehr. Dann ist das ja eigentlich zu Ende dann, und das finde ich auch nicht so gut. [...] Ja, ich glaube, das ging schon bis Ende der Ausbildung, aber trotzdem finde ich es zu kraß. Das sollte man lieber irgendwie langsam verabschieden. Immer ein bißchen weniger.

Nach dem Betreuten Wohnen war Heike noch einmal wegen ihrer „Eßstörung“ und ihrer geringen Belastbarkeit in einer Klinik. Nach mehreren Aushilfsjobs und Arbeitsversuchen, die sie meist nach kurzer Zeit abbricht, weil sie die geforderten Leistungen nicht durchhält, ist sie arbeitslos und macht eine Therapie.

Martin hat sich durch das Betreute Wohnen wieder an seine Familie angenähert, so daß er am Ende der Hilfe wieder Zuhause einzieht und nach einem Praktikum eine Stelle in der Firma annimmt, in der auch sein Vater arbeitet.

„Ich bin da eben daheim wieder eingezogen, wollte wieder daheim einziehen.“

„Da habe ich dann gedacht, jetzt muß das mal langsam losgehen. Was habe ich dann gemacht? Dann - ja, habe in der Firma angefangen, wo mein Vater arbeitet. Gut, eine Ausbildung habe ich nicht gehabt, dann habe ich gewußt, du mußt immer dein ganzes Leben härter arbeiten wie jeder andere. Das wird sein bis ich tot ins Grab hineinfalle.“

Als **Peter** die Fachhochschulreife nicht im ersten Anlauf schafft, ist er fast 21 Jahre alt. Das Betreute Wohnen endet am Tag vor seinem Geburtstag.

„Ja, damals hab ich sogar gekämpft, daß sie noch das weitere Jahr zahlen, aber die haben gesagt, ich bin 21, und wer 21 wird, der kriegt das nicht bezahlt.“

„Man hat nur gesagt, Du kriegst Deine Jugendhilfe, Betreutes Wohnen bis zum 12. September. An dem 13. September, wo Du 21 wirst, ist das aus und vorbei, und da hab ich gesagt o.k., dann - wir sind dann überein gekommen, Betreutes Jugendwohnen zum 1. September 1993 zu beenden.“

In dieser Situation hat Peter das ‚Glück‘, daß die Wohnung zu dieser Zeit anderweitig nicht gebraucht wird und Peter die Wohnung vorübergehend, bis zum Abschluß der Fachhochschulreife, anmieten kann.

Das Betreute Wohnen endet für **Rene** mit seinem Auszug aus der gemeinsamen Wohnung.

„Ja, wenn man so auf seinen eigenen Füßen stehen will und irgendwie - am Anfang lief es ja auch gut, und am Ende wollte so jeder ein bißchen ausziehen, dann hat jeder nur noch seine eigenen Brötle gebacken und - ja, man lebt sich auch auseinander. [...] Ich habe dann öfter mal die Zeitung durchgeblättert, natürlich was sie kosten; ich war ja auch nur in der Lehre, zwar Unterstützung gekriegt, aber auch nicht alles, ich hab selber viel zahlen dürfen. Ja. Dann hab ich meine Wohnung gefunden und seitdem hab ich die - selber eingerichtet.“

Die Betreuerin hat ihn bei der Wohnungssuche und auch bei der Planung der Einrichtung unterstützt. Dort zieht er ein und beendet seine Ausbildung.

Das Betreute Wohnen ist für **Maria** gelungen, da sie einen guten Kontakt zu ihrer Betreuerin gefunden hat. Auch ihre Zukunftspläne sind klar, sie wollte eine Banklehre beginnen, auch die Ausbildungsvertrag war geregelt. Sie hatte einen Freund, den sie heiraten wollte.

„Da war es eigentlich noch so, daß ich mir - daß ich mir ein Nest bauen wollte die ganze Zeit. Ich wollte Sicherheit, ich wollte eine Familie haben, ich wollte ein si

cheres Einkommen haben und so. Und die Risikobereitschaft, die kam dann irgendwie erst später, ja."

Obwohl die Zukunft so gut geplant war, kam ein massiver Einbruch, der die bisherige Lebensplanung durcheinanderwirbelte.

"Und ich habe dann auch die Lehrstelle nicht angetreten. Es war aber leider so, daß - da bin ich dann schon ein bißchen abgerutscht, weil das war für mich zu schnell. Also, aus dem Grund, weil ich mit der Schule aufgehört habe, mußte ich dann ausziehen. Ja. Dann kam alles auf einmal irgendwie. Ich habe mit meinem Freund Schluß gemacht, ich habe mit der Schule aufgehört, ich habe mir eine Festanstellung gesucht, durfte aber trotzdem nicht in meiner Wohnung bleiben und auch nicht im Betreuten Jugendwohnen. Und dann ging das alles ziemlich - also, das war dann zu schnell für mich irgendwie innerhalb von ein paar Wochen, so du mußt jetzt ausziehen - du wirst jetzt nicht mehr betreut und das Jugendamt zahlt jetzt nicht mehr für dich, weil du arbeitest ja jetzt und so und du bist ja jetzt selbständig, ja. Und ich meine, so war es eben nicht gerade, sondern das war gerade so eine ganz schwierige Phase irgendwie, wo alles den Bach herunter ging und alles neu und alles ging schief und so, und dann hieß es auf einmal, ja jetzt bist du ja selbständig und jetzt kannst du ja gehen. Gerade zu dem Zeitpunkt, als ich es eigentlich am dringendsten gebraucht hätte. Und dann bin ich wirklich auch anderthalb Jahre ziemlich heftig abgestürzt, also - ich habe zwar die ganze Zeit gearbeitet, aber - irgendwie nur Nachtleben, nur so Discojobs und -- also, irgendwie nichts normales mehr gemacht, ja."

Für Maria ist die Hilfe in dem Moment abgebrochen worden, als sich ihre bisherige Sicherheiten auflösen und sie sich der ganzen Situation hilflos ausgeliefert sieht. Sie kann nicht verstehen, weshalb ihr keine weitere Hilfe mehr gewährt wird.

"Aber - daß jetzt irgendwie noch Hilfe möglich gewesen wäre vom Jugendamt oder so, das war eben nicht drin."

"Wie es besser gewesen wäre auch für mich, dann müßte ich sagen, gerade in der Krisenzeit, als ich die Schule geschmissen habe und alles schief lief, gerade da hätten sie mich behalten müssen. Weil gerade da hätte ich am meisten Stütze gebraucht. Und da war sie dann eben nicht mehr da, und das Ganze nur, weil ich ja schon 18 war - auf dem Papier erwachsen."

Doris wird während der Zeit im Betreuten Wohnen schwanger. Mit der Geburt des Kindes endet auch das Betreute Wohnen. Bis zum Ende der Hilfe erfährt Doris von ihrer Betreuerin viel Unterstützung.

"Irgendwann hat mein Vater dann gesagt, ich soll doch wieder hierher kommen, das wäre einfacher für mich, dann kann er sich vielleicht eher um sie kümmern. [...] Da hätte ich auch die ganze Familie wenn irgendwas ist, wäre dann auch gleich jemand da, da oben hätte ich niemand. Stimmt eigentlich, ja gut, ich hätte die Betreuer, aber die wären auch nicht Tag und Nacht bereit gewesen, wenn mal irgendwas gewesen wäre."

Nach dem Ende der Hilfe zieht Doris zurück in den Ort, in dem auch ihre Familie lebt. Sie erhält Unterstützung durch ein Mutter-Kind-Projekt und lebt in einer 2-Zimmer-Wohnung mit ihrer Tochter.

Herrn Perez ist mitten in seiner Ausbildung, als für ihn das Ende des Betreuten Wohnens kommt. Da er Portugiese ist, muß er in Portugal seinen Militärdienst ableisten.

"Ja, das Blödeste war noch, ich habe es 10 Tage im Voraus erfahren, von meiner Mutter, weil die haben mich nicht angeschrieben; sie haben Familienmitglieder von mir angeschrieben in Portugal, ich sollte mich am 10. Januar melden, und die

Nachricht hab ich dann am 31.12. oder am 30.12. bekommen, telefonisch. Das ging alles ziemlich hektisch zu; es war schlecht, sehr schlecht, und ich muß sagen, die Ausbildung hätte ich gerne zu Ende gemacht; das war das mindeste, was ich machen wollte. Das hat mir eigentlich weh getan, eigentlich wegen dem Betreuer, weil der seine Zeit investiert hat, und ich bin sicher, die wären auch froh zu sehen, wenn etwas zu Ende geht, nicht daß ein Jugendlicher irgendwo unterwegs abfällt - sag ich mal, sondern daß es zu Ende gebracht wird. Es hat mir leid getan, weil doch eine sehr freundschaftliche Beziehung entstanden war zu dem; es hat mir natürlich sehr leid getan wegen dem Jugendamt."

Für ihn kommt die Einberufung zum Militär so überraschend und kurzfristig, daß er nicht an die Möglichkeit denkt, den Einberufungszeitpunkt zu verschieben.

"Im Nachhinein habe ich sogar erfahren, daß es eine Möglichkeit gebe, aber das wußte ich damals nicht; die Zeit war auch so knapp, ich dachte bloß, ich wußte, daß das portugiesische Militär so ab und zu mal ein bißchen komisch ist. Für die ist das Fahnenflucht, wenn wir nicht an dem Tag erscheinen, und Fahnenflucht wird halt mit lebenslänglich bestraft, nicht Gefängnis, sondern ich kann nie mehr nach Portugal. Wir könnten nie mehr nach Portugal fahren, bzw. wenn ich dort von der Polizei kontrolliert oder sonstwie geschnappt werde, bekäme ich die doppelte Armeestrafe und müßte weiß ich wieviele Jahre ins Gefängnis. Das wollte ich auch nicht. Meine erste Reaktion war, so schnell wie möglich hin. Anders hab ich überhaupt nicht gedacht. Jetzt, im Nachhinein, habe ich es erfahren, ich hätte es machen können, aufgrund daß ich noch in Ausbildung war. Ich hätte ihnen sagen können, ein halbes Jahr brauche ich noch, diese sechs Monate könnten sie es verschieben, na ja, alles zu spät."

Nach seinem Militärdienst kehrt er nach Deutschland zurück, muß allerdings seine Ausbildung noch einmal beginnen. Mittlerweile hat er eine feste Anstellung und eine Familie gegründet.

"Der Stand ist so, daß wir im Moment eine ganz normale Familie sind, wo nie etwas passiert ist, da gibt es keinen Unterschied."

Das Betreute Wohnen mit seinen Freiheiten kann von **Richi** nur sehr wenig genutzt werden. Er beginnt Drogen zu konsumieren, dabei ist das zur Verfügung stehende Geld schnell verbraucht, und deshalb beginnt er, mit Drogen zu dealen. Das Betreute Wohnen endet durch seine Verhaftung.

"Dann haben wir auch Drogengeschichten angefangen. Und dann ist das bißchen eskaliert. Und dann ist es halt immer weiter gegangen. Na ja, also sagen wir mal, das mit der Kifferei, also das haut ja auch nicht hin mit, mit siebzehn, achtzehn. Oder mit Ecstasy. Dann haben wir auch noch angefangen zu dealen, weil irgendwo die vierhundert Mark Sozio oder fünfhundert Mark nicht reichen. Da kannst ja eigentlich von fast nicht leben, - da kannst dir nichts davon kaufen. Du mußt ja auch irgendwie mal irgendwo weggehen und so, und irgendwie mußt du auch die Drogen finanzieren. Na ja gut. Dann ist auch Polizei ins Spiel gekommen. Und das hat dieses Betreute Jugendwohnen eigentlich beendet irgendwie."

Nach der für **Sabine** enttäuschenden Unterstützung durch das Betreute Wohnen lebt Sabine vorübergehend bei ihrer Mutter. Ihre Schwangerschaft war für sie in dieser Phase eine zusätzliche Verantwortung und auch Belastung.

"Ja, und dann hab ich erstmal bei meiner Mutter gelebt, -- dann hab ich, bin ich zum Sozialamt gegangen, hab sämtliche Beträge, oder Anträge da gemacht, daß ich irgendwelche Beträge ausgezahlt bekomme für Kinderwagen und sowas, hab mich da wirklich für eingesetzt, positiv, und das hat auch geklappt, ich habe mir dann eine Wohnung gesucht, --- ja, und immer, irgendwo hatte ich immer so -- wo ich mir auch die Wohnung gesucht habe und so, da war ich schon im sechsten Monat schwanger und so, ich hatte ja nichts, ich hatte ja meine Anzihsachen,

dann habe ich also halt Freunde zusammengetrommelt, die haben mir dann so ein Bett gebaut, und so, das war total lustig, mit so Hölzern und - ach, voll, weiß ich nicht."

Mittlerweile hat sie einen Sohn und lebt mit einem neuen Freund und ihrem Sohn zusammen. Die großen psychischen Belastungen ihrer Vergangenheit belasten sie, auch ist der Kontakt zur eigenen Mutter schwierig.

Während des Betreuten Wohnens lebt **Karolin** mit anderen jungen Frauen zusammen in einer Wohnung. Das Verhältnis untereinander ist oft angespannt. In einem Streit mit einer anderen jungen Frau fühlt sie sich ungerecht behandelt, nachdem sie aus ihrer Sicht allein die Verantwortung für diesen Streit übernehmen muß. Zur gleichen Zeit bekommt sie Schwierigkeiten mit dem Abschluß ihrer Ausbildung.

"Ja, ich hab` meine Prüfung gemacht in der Berufsschule. Ich weiß gar nicht, wann das war. Muß auch irgendwann 93 gewesen sein. Und mit meinem Chef, meinem damaligen Anwalt, gesprochen, daß ich die wohl nicht bestehen werde. Ich hatte schon gemerkt, daß ich da nicht genügend gelernt hatte. Dann haben wir einen Aufhebungsvertrag gemacht, weil er meinte, das geht dann auch nicht so weiter. Das hab` ich dann dem Jugendamt mitgeteilt, weil ich ja wie gesagt nur solange drin wohnen kann, bis ich 18 bin, bzw. eine Lehre habe, also eine Lehrstelle habe. Ich hab` also ans Jugendamt geschrieben, daß ich gerne eine Verlängerung hätte, länger wohnen bleiben möchte, weil ich meine Lehre zu Ende machen möchte, aber die haben sich da gar nicht drauf eingelassen. Die haben gesagt: ‚Geht nicht, sehen Sie zu, daß Sie innerhalb von einem Monat eine Wohnung kriegen ja, denn sonst stehen Sie auf der Straße‘. Und ich habe auch alles mögliche versucht."

Karolin fühlt sich in dieser Situation im Stich gelassen und auf sich alleine gestellt. Weder vom Jugendamt noch von ihrer Betreuerin sieht sie sich unterstützt, auch die weitere Wohn- und Arbeitssituation sind ungeklärt.

"Dann bin ich über eine Freundin, bzw. ich bin zu einer Freundin gezogen. Und dann hab` ich jetzt eine Wohnung gekriegt. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Die Ämter sind so eine Sache für sich. Da habe ich echt nur schlechte Erfahrungen gemacht bis jetzt."

"Ja, also das war, als ich aus der WG raus mußte - in Anführungsstrichen - vom Jugendamt dann nicht mehr unterstützt wurde; stand ich von heute auf morgen ohne Geld da und ohne eine Wohnung. Bin dann wie gesagt bei einer Freundin so untergekommen eine Woche und habe dann durch einen Bekannten in der WG wieder eine Wohnung gekriegt."

Das Ende des Betreuten Wohnens ist für die meisten Betreuten der letzte Schritt um auf eigenen Füßen zu stehen. Die meisten jungen Menschen finden den Zeitpunkt des Endes der Hilfe angebracht, häufig endet das Betreute Wohnen zeitgleich mit der Ausbildung. Einige junge Männer nehmen zu diesem Zeitpunkt die Möglichkeit wahr und beginnen ihre Dienstzeit bei der Bundeswehr. Für Sabine und Martin besteht die Möglichkeit, zumindest vorübergehend wieder zu Hause einzuziehen. Nicht immer wird das Ende des Hilfe von den Betroffenen gewollt. Heike will die Zeit des Übergangs verlängern, sie hätte lieber „immer ein bißchen weniger“ Kontakt mit ihrer Betreuerin. Karolin fühlt sich unverstanden und vom Jugendamt im Stich gelassen. Aus Sicht von Maria kam das Ende der Hilfe zum falschen Zeitpunkt, da sie zu diesem Zeitpunkt in einer tiefen Krise war. Das Ende der Hilfe kommt für sie, als sie „es eigentlich am dringendsten gebraucht hätte“. Sie hätte sich vom Jugendamt mehr Flexibilität und Unterstützung gewünscht.

Subjektive Beurteilung der erfahrenen Hilfe

Werden die Aussagen in den Interviews zu einer Gesamtaussage verdichtet, so zeigt sich, daß sich bei neun Interviews eine eher positive Sichtweise auf die erfahrene Hilfe im Betreuten Wohnen abzeichnet. In drei Interviews war die Bilanz eher ambivalent mit der Einschätzung "geschadet hat's im Endeffekt nicht" und in weiteren zwei Interviews zeigt sich eine eher negative Einschätzung der erfahrenen Hilfe. Die negativen Einschätzungen begründen sich darin, daß in einem Fall die junge Frau das Betreute Wohnen als die falsche Hilfe für sich ansieht, da sie in ihr zuwenig Halt und Kontrolle erfahren hat, im anderen Fall fühlte sich der junge Mann durch das Betreute Wohnen ausgenutzt, da er während des Betreuten Wohnens bei einem Renovierungsprojekt mitarbeiten mußte.

In den Interviews mit insgesamt positiver Einschätzung schildern die jungen Menschen ihre, für ihr heutiges Leben hilfreichen Erfahrungen und stellen die Zeit im Betreuten Wohnen als einen integrierten Bestandteil ihrer Biographie dar. Zentrale und immer wiederkehrende Themen in den Interviews sind die Bewältigung der Alltagsgeschäfte, der Kontakt und die Unterstützung durch die betreuende Pädagogin oder den betreuenden Pädagogen und der Weg zur Selbständigkeit.

Andreas berichtet:

"... und ich muß sagen, die Zeit, wo ich da erlebt habe, ja, also die wünsche ich jedem Jugendlichen, wo ich da wirklich erlebt habe, das ist ganz einfach, kurzer Sinn, Betreutes Jugendwohnen ist eine Sache, für Jugendliche, wo grade ihre Lehre haben oder von zu Hause weg wollen, und sie haben, machen noch Schule."

Auch der Unterschied zur Wohngruppe wird in seinen Schilderungen anschaulich beschrieben. Obwohl er die Wohngruppe als "zweites Zuhause" bezeichnet, wird sie für Andreas nach zehn Jahren mit ihren Reglementierungen und notwendigen Rücksichtnahmen zu eng.

"Aber so ein Betreutes Jugendwohnen, da hast du wirklich deine Freiheit, also, so eine Freiheit, wie du im Betreuten Jugendwohnen hast, das gibt's eigentlich fast nirgends. Als Jugendlicher, wo du überhaupt haben kannst."

"Die haben mir den Willen gegeben, daß ich es schaffe auf eigenen Füßen zu stehen, habe ich z.B. was nicht geschafft, dann haben sie es mir erklärt, ja, haben mir gesagt, du, Andreas, so und so geht's, haben mir gezeigt, wie man Wäsche wäscht, haben mir gezeigt, wie man Rechnungen ausschreibt und alles drum und dran, ja, und -- wenn du dann sowas lernst, - ja, dann hast du es auch auf der einen Seite, muß ich sagen, daheim nicht schwer es selber zu machen."

Für **Heike**, die keine Vorerfahrungen mit erzieherischen Hilfen hatte und der belastenden Situation in ihrem Elternhaus entkommen wollte, ist das Betreute Wohnen ein Ort, an dem sie sich angenommen fühlt und mit ihrer Situation nicht allein ist. Sie sieht im Betreuten Wohnen

"... eine Art Familienersatz, also für Menschen, die mit der Familie nicht klarkommen, oder rausgeworfen wurden, oder -- was weiß ich, in asozialen Verhältnissen leben, dann ist das auf jeden Fall ein Halt in der Gesellschaft. Also, daß sie nicht so allein dastehen."

"Ja, genau, und bei dem betreuten Jugendwohnen, da konntest du ja eigentlich alles bereden, du konntest der [Betreuerin] auch erzählen, was gestern der Nachbar gesagt hat, also sie hat so eigentlich, ja, das Leben geteilt."

"Einen Weg halt sehen können und jemand, der mitgeht halt."

Ihre Gesamteinschätzung des Betreuten Wohnens ist eindeutig:

"Ja, so, -- im Endeffekt würde ich schon sagen, daß es gut war, daß es sich lohnt, so was."

Nach einer längeren Zeit im Heim war das Betreute Wohnen eine Erleichterung für **Peter**. Über die Zeit im Heim und das Gefühl der Befreiung im Betreuten Wohnen sagt er:

"Doch, doch, ich war im Betreuten Jugendwohnen, und damit beginnt der positive Abschnitt der Heimunterbringung."

Für Peter war vor allem die Unterstützung wichtig, aber auch die Stärkung seines Selbstvertrauens, daß andere Personen seine Stärken sahen und ihm auch Leistungen zutrauten. Daran hatte die Zeit im Betreuten Wohnen großen Anteil.

"Der Anteil ist nicht unerheblich, also in der BJW-Zeit - die Erzieherin, also die Betreuerin, die hat mich immer angesprochen: Das ist prima, weiter so machen, das ist ganz toll. Das mach ich weiter und tu ich auch. Und so hab ich mir diese Charakterzüge angeeignet, ja."

Für **Herrn Perez** war die Zeit im Betreuten Wohnen, nachdem er sich in der Pflegefamilie und anschließend im Heim immer unverstanden fühlte, der Abschnitt, der ihn mit dem gesamten Hilfeverlauf wieder versöhnte. Zentrale Bedeutung hatte für ihn, daß er zwar auf der einen Seite weitgehend selbständig sein Leben gestaltete, auf der anderen Seite eine für ihn verlässliche Person hatte die sich um ihn, um seine Belange kümmerte und für Herrn Perez auch erkennbar ansprechbar war.

"Ja, also im Vergleich zu einer Familie, muß ich sagen, waren wir doch auf uns alleine gestellt. Das war nicht so, daß wir Regeln direkt hatten, wir konnten auf uns selber aufpassen, aber wir wußten, daß, falls was war, ob ich jetzt einen Jobwechsel oder doch Ausbildung unterbreche oder in einem neuen Betrieb anfangen möchte, falls es mir schlecht geht einfach, falls ich krank, falls irgendwas ist, da ist einfach jemand da, auf den ich mich verlassen kann, auch zwecks - gerade diese Maßnahmen, daß man ab und zu mal weggeht und so was, finde ich o.k.; das ist einfach ein Freund, sage ich mal, eine Bezugsperson, die man hat."

Im Betreuten Wohnen sind die neuen Freiheiten und Verantwortlichkeiten von großem Reiz. Dabei ist das Gefühl, frei und unabhängig zu sein wichtiger als die ausgiebige Nutzung der Freiheiten.

"Ich konnte ausgehen, wann ich wollte, kommen, wann ich wollte, und so waren eigentlich auch die Leute vom Betreuten Wohnen; das fand ich eigentlich hervorragend. Ich muß sagen, zwischen damals und jetzt besteht für mich kein Unterschied; das, was mir wichtig war, nicht, daß ich bis um drei Uhr morgens weg war oder so, aber ich konnte es, das war mir wichtig. Ich mußte niemand dafür Rechenschaft ablegen."

Er erlebt das Betreute Wohnen als Vorbereitung auf sein eigenständiges Leben, das durch seine Vorstellungen von Normalität geprägt ist, und hierbei glaubt Herr Perez von der Hilfe einen entscheidenden Anstoß erhalten zu haben.

"Es war eine lange Zeit, ja, aber es war eine Zeit, die eigentlich sehr gut vorangegangen ist, die auch für mein zukünftiges Leben eine sehr große Rolle gespielt hat, auch auf Beruf, Ausbildung und alles mögliche bezogen."

"Ich habe es so verstanden, daß die Betreuer da sind, um uns das alles ein bißchen zu erleichtern; sie sollen uns nichts abnehmen, sondern sie sollen uns zeigen, wo es lang geht, und was können wir tun, um das zu erreichen. Und insofern hat es sich für mich persönlich gelohnt, sowohl was das Selbstvertrauen angeht als auch praktisch für mein jetziges Leben, muß ich sagen. Das war eigentlich wie ein In-Gang-Setzen; bis jetzt - perfekt war das natürlich nicht, aber das war das, was mich am besten auf ein normales Leben vorbereitet hat, sag ich mal. Das war

mal ein bißchen Selbstvertrauen, das war - das kann ich eigentlich so gar nicht beschreiben, es fehlen mir die Worte. Das ist mir wie ein normales Leben - sag ich mal - vorgekommen, was bis dahin nicht der Fall gewesen ist, daß ich mein Leben so gestalte, wie es auch in Zukunft sein wird, daß ich dann - ja - selbständig bin; daß es mein Leben ist, das war für mich das Wichtigste. Das, was am markantesten war - ich weiß nicht - es fehlen mir die Worte; ich kann nur wiederholen, ich bin glücklich, daß ich dann in das Betreute Jugendwohnen gekommen bin und daß es so abgelaufen ist. Das hat mir doch den entscheidenden Ruck gegeben."

Maria und **Rene** betonen beide ihre Selbständigkeit. Dabei beziehen sie sich vor allem auf Alltagserfahrungen wie Essen kochen, „mit Leuten umgehen“ und „aus eigenem Antrieb in die Schule gehen“. Im Betreuten Wohnen wurden diese Fähigkeiten dann perfektioniert.

Doris schreibt ihre heutige Stabilität in großen Stücken der Zeit im Heim, aber auch dem Betreuten Wohnen zu. Sie beschreibt sich als vernünftiger, mit mehr Selbstvertrauen und mit größerer Sicherheit.

"Also ja, man kriegt schon mehr Selbstvertrauen, und man ist sich auch sicherer in manchen Sachen. Also wenn man sagt, und ich schaffe das jetzt und ich pack das jetzt, dann ist das dann auch so."

"Ich bin schon froh, also gebracht hat es schon was, ja. Also ich bin schon froh, daß ich die Hilfe gekriegt habe. Ich meine, andere Jugendliche kriegen es nicht, und wenn man es angeboten kriegt, sollte man es halt dann schon wahrnehmen."

Eigenständigkeit und Selbstvertrauen sind für Doris die wichtigen Elemente aus dem Betreuten Wohnen. Das Betreute Wohnen bietet ihr Raum, den sie nicht verteidigen muß, der für sie sicher ist. Sie sieht das Betreute Wohnen auch im Kontrast zur Wohngruppe und den dortigen Problemen des Zusammenlebens.

"Ha, der Einstieg ins eigene Leben halt. Daß ich einfach weiß, das ist mein Reich und ich muß das da jetzt nicht groß verteidigen wie in der WG. Ich muß nichts abschließen, ohne das...Oder wenn ich vergessen habe abzuschließen, bin ich in der Schule gehockt und habe bloß gehofft, hoffentlich geht jetzt keiner rein und klaut mir was raus oder so. Sondern einfach, da habe ich halt gewußt, es kommt niemand in die Wohnung rein, das ist meine Wohnung. Ja, und in der Schwangerschaft hat es mir auch viel geholfen, also die Betreuerin halt. Weil ich ziemlich depressiv war."

Für Doris sind die lebenspraktischen Dinge und die Kommunikation, die sozialen Beziehungen wichtig. Dann erscheinen auch große Probleme als bewältigbar.

"Und das BJW ist dann halt, damit man wirklich selbständig ist und für das spätere Leben halt, wenn mal irgendwelche Probleme sind, daß man weiß wie man damit fertig wird. [...] Also ab und zu wünsche ich mir schon manchmal, daß ich nochmal so eine Betreuerin hätte, mit der ich halt über Probleme quatschen kann, aber mir hat es schon was geholfen, also ich werde mit fast jedem Problem fertig. Ich weiß immer irgendeinen Ausweg."

In drei Interviews schildern die jungen Menschen, daß sie im Betreuten Wohnen sowohl gute wie auch schlechte Erfahrungen gemacht haben.

Die positiven Seiten des Betreuten Wohnens sieht **Karolin** in ihrer gesteigerten Selbstsicherheit und im Bewältigen der Anforderungen des Alltags.

"Weil ich hab' echt gelernt, mal ein bißchen auf anderen Füßen zu stehen. Das schafft manch anderer gar nicht. Die sind 18, nehmen sich eine Wohnung, werden von den Eltern finanziert - teilweise - oder kriegen ein Auto, und ich mußte halt

lernen zu sparen oder sagen wir lernen, mich in eine Gruppe einzugliedern. Ist zwar schwer, aber irgendwie hat es dann doch ein bißchen geklappt. Der einzige Nachteil war, daß nicht jeder richtig eine Wohnung hatte. Ich meine, das gibt es auch beim Betreuten Wohnen, daß jeder eine Wohnung hat. Sowas hatten wir ja nicht."

"Wie gesagt, ich mein', geschadet hat es mir nichts. Das Finanzielle und das alles, das kann man mittlerweile regeln. Aber es gibt Leute, die wissen noch nicht einmal, wie man eine Überweisung schreibt, mittlerweile mit 18 oder so. Halt nur dieses Integrieren mit mehreren Leuten, das hast du da nicht gelernt. Das mußt du dir alles selber aneignen. Wie gesagt, ich kenne die Leute noch heute. Die sehe ich wohl so zwischendurch mal, aber die sind wohl alle nicht begeistert, echt nicht, keiner."

Die Kritikpunkte beziehen sich auf die Wohnsituation zusammen mit anderen Mädchen und auf die enttäuschende Erfahrung mit der Betreuerin am Ende der Hilfe. Für Karolin endet das Betreute Wohnen, als sie ihren Abschluß der Ausbildung nicht schafft, von ihrem Ausbildungsbetrieb gekündigt wird und in ihrer Wohnung mit einem anderen Mädchen einen heftigen Streit hat. Daraufhin muß sie innerhalb vier Wochen das Betreute Wohnen verlassen. Aus ihrer Sicht haben sich weder die Sozialarbeiter vom Jugendamt, noch die Betreuerin um sie gekümmert. Sie haben nicht gefragt:

"Wie sieht es aus und was willst du denn jetzt machen? Gar nichts, also es kam gar nichts rüber. Auch hinterher von der Erzieherin aus dem Betreuten Wohnen nicht. Daß die weiterhin gefragt hat, daß die sich irgendwie bemüht hat, daß ich dann halt dableiben kann, oder sich bemüht hat, daß ich eine Wohnung kriege oder so, weil die ja eigentlich ein ganzes Jahr lang neben meinem Lebensweg gegangen ist. Also das hätte ich dann halt auch noch irgendwo erwartet."

Für **Susanne** ist die Situation in einer gemeinsamen Wohnung des Betreuten Wohnens sowohl hilfreich wie auch belastend.

"Ja, es war eine gute Zeit, auf jeden Fall, es war eine gute, auf jeden Fall, es war halt auch immer schwierig, so mit der Gruppensituation manchmal klar zu kommen, wenn es jetzt depressive Mädchen gegeben hat, oder blöde Mädchen, die einfach nur Scheiße gebaut haben, und wenn wir drunter leiden mußten, oder so, daß man, es war immer irgendwie so, aber man muß schon, glaube ich, schon so ein Stückchen Kraft haben, dort zu wohnen, oder das durchzuhalten, weil es ist auch schon ein bißchen, wenn da Mädchen da sind, die rumschnipseln, schnipseln, schneiden sich auf, oder so, das ist auch ziemlich kraß, als Jugendliche, wenn man selber Probleme hat oder so."

Während der Zeit im Betreuten Wohnen hat sich Susanne stabilisiert und kann ihre eigene Situation gelassener sehen. Wichtig ist für sie ihr eigener Raum und die Möglichkeiten, die soziale Anbindung an die anderen jungen Frauen ihren Bedürfnissen entsprechend zu gestalten. Positiv beeinflussend hat ihr Betreuer gewirkt, der ihre Stärken wahrnehmen konnte und dadurch ihr Selbstvertrauen hob.

"Ja, es hat, also ich muß sagen, meine Depressionen haben seitdem ich in der, also --- seitdem ich oben gewohnt hab, also aufgehört eigentlich, das hat, ist alles abgeschwellt, ich sehe das alles nicht mehr so ernst, und alles ein bißchen lockerer, und sehe meine Ziele, und das ist einfach schon mehr Wertgefühl ist einfach da, und das hatte ich halt einfach vorher nicht, und das schon eine gute Zeit, also ich hab sehr viel erreicht, das muß ich schon sagen, also so für mich persönlich auch, und - es hat aber auch immer viel mit den Mädchen zu tun, mit den Erziehern, und wie das halt ist, so, Gruppensituation, und, aber es hat auch viel mit

dem Erzieher zu tun gehabt, fand ich, also für mich persönlich auch einfach, daß der für mich da war, und auch an mich geglaubt hat so, das fand ich immer toll."

Richi kann dem Betreuten Wohnen anfangs durchaus etwas abgewinnen.

"Daß sie mir neuen Wohnraum zur Verfügung gestellt haben, hat mir schon sehr weitergeholfen, also ich bin dann nicht mehr irgendwo auf der Straße gesessen. Also das ist ein sehr wichtiger Faktor gewesen. Und das ist auch sehr gut gewesen. Aber es hat einfach wirklich gefehlt, irgendwo -- den Leuten eine Möglichkeit geben, ein normales Leben zu führen irgendwie, also so zu arbeiten oder so."

Er sieht einerseits, daß er durch das Betreute Wohnen von der Straße weg und versorgt ist, andererseits fühlt er sich vom Betreuten Wohnen zu wenig unterstützt, es wird ihm zu wenig geboten.

"Ja gut, das ist nun auch wiederum die Frage, also, ja es gibt ein paar wirklich, die dir wirklich die Möglichkeit geben. Die auch mal gucken, wo zum Beispiel einigermaßen akzeptable Lehrstellen zu finden sind, die sich da wirklich bemühen, aber in dem Betreuten Jugendwohnen war das eigentlich nicht der Fall. Da hat man, da hat man dich im Prinzip ja schon einfach machen lassen. Ja, also hat man gesagt, jetzt guck mal, jetzt guck mal, aber nicht wo du jetzt gucken sollst oder so."

Bei Richi zeigt sich in seiner Biographie, daß durch das Ende der DDR und die Wiedervereinigung bei ihm große Unsicherheiten verursacht wurden. Das neue Leben, die neuen Möglichkeiten und die neuen Anforderungen stellen für ihn eine Überforderung dar, sie sind für ihn Freiheiten, mit denen er nichts anfangen kann, in denen er für sich keine eigenen Orientierungen findet. Seine Suche nach einem Lebenssinn, nach einem Weg in seinem Leben, beschreibt er am Beispiel anderer Leute.

"Sie haben zwar irgendwie - sagen wir, Möglichkeiten gehabt, zu wohnen, aber sie haben einfach keinen Sinn mehr im Leben gesehen, also keinen Sinn, keinen Weg irgendwo."

Das Betreute Wohnen endet für ihn nach Verhaftung und Verurteilung wegen Drogendealerei.

Neben vielen positiven Erfahrungen im Betreuten Wohnen haben zwei junge Menschen eher negativ über ihre Zeit in der Hilfe berichtet.

Das Betreute Wohnen ist Teil von **Christians** Bewährungsaufgaben. Dem betreuten Wohnen steht er eher mit Ablehnung und Mißtrauen gegenüber. Da er arbeitslos war, mußte er auf einer Baustelle mithelfen. Durch diese Arbeit fühlte er sich ausgenutzt.

"Also ich meine, ein paar Pflichten in Ordnung, aber nicht für 1,50 Mark z.B. im Betreuten Wohnen, das war alles freiwillig. Da mußten wir dann 12 Stunden am Tag da mit am Bau helfen, weil sie angebaut haben und dann da die zentnerschweren Teile alleine hochschleppen und das auch samstags, sonntags, also so fand ich das eigentlich nicht so das Beste. Dann sollte da sogar noch ein Büro gemacht werden, da, wo wir gewohnt haben, daß da jemand reinkommt, um ab und zu mal durch die Zimmer zu schleichen, ob wir auch wirklich keinen Besuch haben. Das fand ich nicht so toll."

Aber auch die anderen Anforderungen empfindet er als zu streng und einengend und kann sich nicht darauf einlassen.

"Ne, aber nicht, daß man - das war fast so, daß man einen Antrag stellen mußte, wenn man auf Toilette will. Wenn man wegging zur Stadt: Wann gehst Du los, wann kommst Du wieder, wohin gehst Du in der Stadt? Was willst Du kaufen, wie teuer ist es, wie ist es? Und wann hast Du angerufen, wen hast Du angerufen, wie

lange hast Du angerufen, und warum hast Du ihn angerufen? Ich finde, mit 18 bin ich nicht verpflichtet, Betreuern zu erzählen, wann und um wieviel Uhr ich mit meiner Freundin spreche oder so was. Das geht den eigentlich einen feuchten Kehricht an. Also das versteh ich nicht unter Betreutes Wohnen; darunter verstehe ich schon das mit diesen Besprechungen und so was, daß die sich vielleicht auch mal mit einem bemühen, eine Arbeit zu finden, aber nicht, daß die einem hinterherlaufen und sich ins Privatleben einmischen.“

Die Situation von Christian unterscheidet sich durch die Bewährungsaufgabe deutlich von den bisher beschriebenen der anderen jungen Menschen. Die Problematik des Zwangs der Bewährungsaufgabe in einer Hilfeform, die in der Regel auf Freiwilligkeit und aktiven Einsatz basiert, führt zu dem Gefühl, ausgeutzt zu werden.

Für **Sabine** war die Zeit im Betreuten Wohnen mit großen Belastungen verbunden. Die Hilfe im Betreuten Wohnen schätzt sie als verfehlt ein, eine andere Hilfe in einer Gruppe und mit mehr Kontrolle wäre aus ihrer Sicht die bessere Wahl gewesen.

„Schlechte Zeit, also für mich war es eine schlechte Zeit, weil, also für mich wäre es anders besser gewesen. Also wenn ich jetzt, z.B. Betreutes Wohnen gemacht hätte, oder wie auch immer, in einer WG, oder sowas, aber alleine ist es schlecht gewesen. Vor allen Dingen, weil - in dem Heim, wo ich war, der Heimleiter, der hat es ja schon zu meiner Mutter gesagt, daß ich also gefährdet bin, weil ich sehr labil bin, und daß ich also in jeder Hinsicht gefährdet bin, und daß es auch nicht ausbleibt, daß ich vielleicht mal in die Prostitution abrutschen könnte und sowas, und dann wieder dieses Betreute Wohnen zu fördern, das ist ja, ist ja nicht normal, oder?“

Sabine hat in der Retrospektive eine negative Einschätzung ihrer Situation im Betreuten Wohnen. Sie schildert sich als der Situation ausgeliefert und überfordert, den Kontakt zu ihrem Betreuer als schlecht und sieht bei ihm auch viel Verantwortung für ihr Abgleiten in die Prostitution.⁴

Der Bezug zur Aktenanalyse

Die Analyse und Bilanzierung der Jugendamtsakten dieser jungen Menschen ergibt, daß nur in 10 der 14 Hilfeverläufe Aussagen zum Erfolg der Hilfe gemacht werden können. Aus Sicht der Kriterien der Aktenanalyse verlaufen drei Hilfeverläufe in der Bilanzierung der Aktenanalyse negativ. Ein Vergleich dieser Erfolgseinschätzung mit der Sicht der Betroffenen zeigt also, daß sich die Einschätzung mit der Bewertung in den Interviews deckt. Die eher negativen Ein

⁴ Da im Interview von Sabine mit besonderer Brisanz das Thema Betreuung bzw. von ihrer Sicht der Dinge aus die fehlende Betreuung zur Sprache kommt, wird hier exemplarisch die Darstellung in der Jugendamtsakte zusammengefaßt. In der Jugendamtsakte wird von einem 8monatigen Aufenthalt in einer Wohngruppe berichtet. Sabine hat zu dieser Zeit Kontakt zur Drogenszene. Die Hilfe wird abgebrochen, und Sabine lebt wieder bei ihrer Mutter. Nach 5 Monaten stellt die Mutter, völlig verzweifelt über ihre Tochter, einen Antrag auf Jugendhilfe, da zwischen ihnen keine Vertrauensbasis mehr vorhanden sei. Mit Zustimmung von Sabine und ihrer Bereitschaft zur Mitarbeit beginnt das Betreute Wohnen. Kurze Zeit gelingt eine Stabilisierung, dann häufen sich die Schwierigkeiten. Sabine bricht die Schule ab, die Wohnung wird ihr wegen Ruhestörung gekündigt (viel Besuch). Der Kontakt zwischen ihr und den Mitarbeitern des Betreuten Wohnens bricht ab. Prostitution und Drogenkonsum werden während der Zeit im Betreuten Wohnen nicht thematisiert.

Die beiden Sichtweisen auf den Fall ‚Sabine‘ werfen viele Fragen auf. Dabei ist der Kontakt zu ihrem Betreuer von besonderer Bedeutung. Hierbei erstaunt, daß in der Jugendamtsakte nichts über die Prostitution vermerkt ist, insgesamt ist die gesamte Information, bis auf die Vorgeschichte, in der Akte eher dünn. Bei einer Bilanzierung des Erfolgs nach den Kriterien der Aktenanalyse ist die Hilfe auch aus Sicht der Jugendamtsakte für Sabine ein Mißerfolg.

schätzungen zum Nutzen der Hilfe von Christian, Sabine und Richi, decken sich mit der Bilanz der Akte. Die einzelnen Aspekte sind zwar unterschiedlich gewichtet, das Resultat ist aber vergleichbar. Auch in den 7 mit positiver Bilanz beendeten Hilfen in der Aktenanalyse deckt sich diese Einschätzung mit den Erfahrungen der jungen Menschen.

Zusammenfassung

Die Interviews geben die subjektiven Einschätzungen über die zentralen Aspekte der erlebten erzieherischen Hilfe im Betreuten Wohnen wieder. In den Interviews dominieren die Themenbereiche, die einen Bezug zur Alltagsbewältigung, den BetreuerInnen und zur individuellen Selbständigkeit herstellen.

Das Thema Alltag wird in seinen Facetten der Alltagsorganisation dargestellt. Andreas berichtet, die haben mir gezeigt „...wie man Wäsche wäscht ..., wie man Rechnungen ausschreibt“. Über den Umgang mit Geld sagt Karolin: „Das Finanzielle und das alles, das kann man mittlerweile regeln.“ Auch das Thema der Grundversorgung mit Nahrungsmitteln wird angesprochen ebenso wie die Notwendigkeit des Umgangs mit den Nachbarn.

Eine zentrale Rolle der Vermittlung, Beratung und Stützung wird den BetreuerInnen zugeschrieben. Heike beschreibt, daß die Betreuerin „... so eigentlich ja, das Leben geteilt“ hat und daß sie „eigentlich alles bereden“ konnte. Auch für Herrn Perez bedeutet der Betreuer Sicherheit, „da ist einfach jemand da, auf den ich mich verlassen kann“. Von Wichtigkeit für die jungen Menschen ist auch die Selbstbestätigung durch die BetreuerInnen, wie Andreas sagt, „die haben mir den Willen gegeben, daß ich es schaffe“. Die BetreuerInnen müssen dabei das richtige Maß der Nähe und Distanz finden, genug Nähe um vertrauensvolle Gespräche und Beratung anbieten zu können, aber nicht zuviel Distanz um mit dem jungen Menschen noch in engem Kontakt zu bleiben, hierfür ist Sabine ein Negativbeispiel. Ist die Distanz zu gering wird sie schnell als Einengung empfunden, Christian sagt, „das war fast so, daß man einen Antrag stellen mußte, wenn man auf die Toilette will“. Die Nähe zum Betreuer war ihm zu groß, er will „aber nicht, daß die einem hinterherlaufen und sich ins Privatleben einmischen“.

Die Einschätzung von Herrn Perez über die Funktion der Betreuer zeigt seine Selbständigkeit. Er sagt, „sie sollen uns nichts abnehmen, sondern sie sollen uns zeigen“ welche Möglichkeiten in bestimmten Situationen vorhanden sind. Das Betreute Wohnen wird für Doris, „der Einstieg ins eigene Leben halt“, und für Herrn Perez war die Hilfe „ein In-Gang-Setzen“, um wie Richi sagt, „ein normales Leben zu führen irgendwie“. Während der Hilfe ist das Thema Freiheit von großer Wichtigkeit. Andreas sagt, im Betreuten Wohnen, „da hast du wirklich deine Freiheit“, da konnte ich „ausgehen, wann ich wollte, kommen, wann ich wollte“, wie Herr Perez beschreibt. Von der Hilfe profitiert hat Doris, indem sie „mehr Selbstvertrauen“ bekommen hat, und Susanne sieht „das alles nicht mehr so ernst, und ein bißchen lockerer“.

Zieht man aus den Aussagen in den Interviews eine Bilanz, berichten die jungen Menschen in neun Interviews positives über den Erfolg des Betreuten Wohnens, in drei Interviews sind ambivalente Aussagen zur Hilfe und in zwei Interviews überwiegen die negativen Einschätzungen. Die Bilanzierung der Aktenanalyse zum Erfolg der Hilfe für die Betroffenen, kommt zu einer vergleichbaren Einschätzung über den Gesamterfolg der Hilfe.

